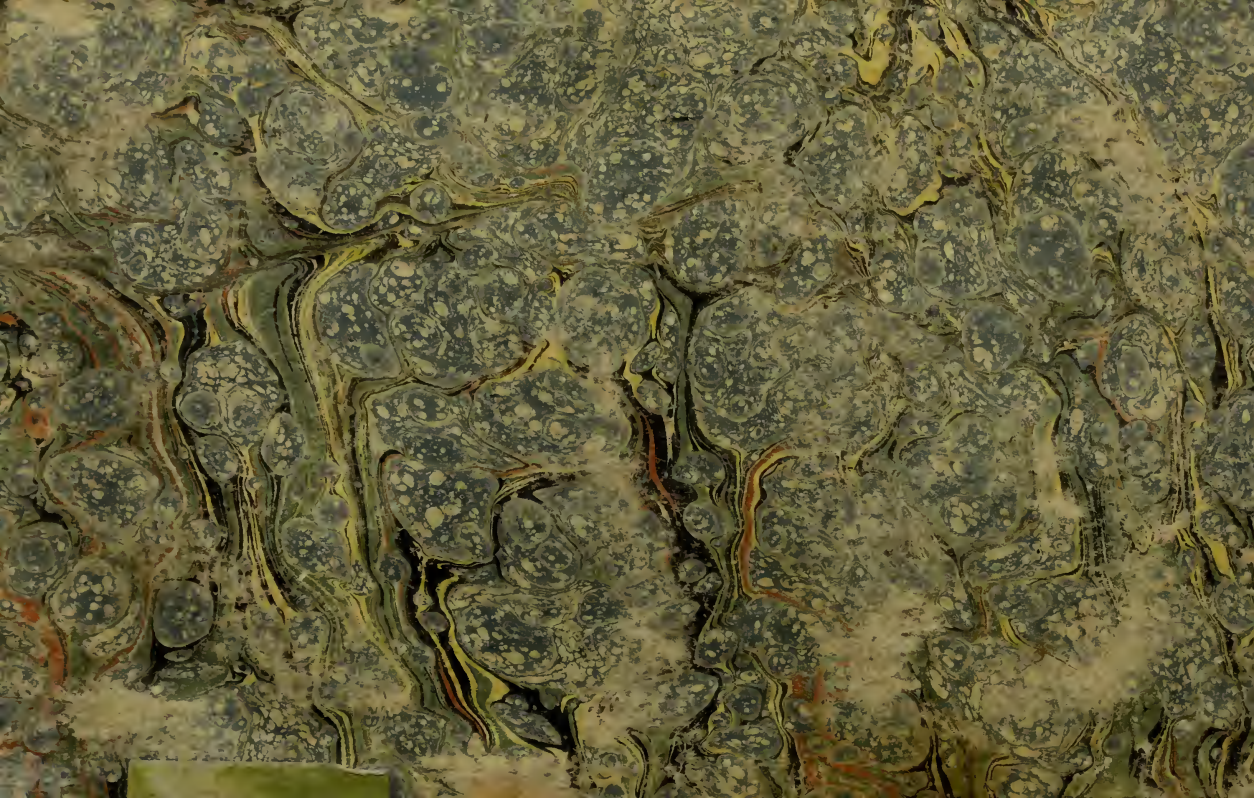


EX·LIBRIS
DR·OPALSKI

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/wundercabinet21bert

Wunderkinder.

1 Unverbrennbarer Spanier. 2 Freßkahle. 3 Eheleute 2 —
Die Gemählde sind mit der Lorgnette leicht auszunehmen.

Wunder-Cabinet.

Gesammelte Bruchstücke,

zur Kenntniß außergewöhnlicher und noch wenig

bekannter Gegenstände

unsers

Erdballes und seiner Bewohner.

Von

A. V. Bertuch.

Zweyter Band.

Pesth, 1818.

In Joseph Müller's Buchhandlung.

Nebenhofer Hand Bibl.

Unternehmungen der Britten zum Flor Grosbrittaniens. Wachsthum der großen Städte. Englische Industrie daselbst durch Deutsche belebt.

Der Wachsthum der großen Städte ist in England fast allgemein, daher die mit so vielen Recht getadelte Vergrößerung der Stadt London nicht einzig und allein das Loos dieser Hauptstadt ist, sondern wahrhaft durch den zunehmenden Flor der Städte entsteht. Hievon hat man unzählige Beweise. Stokton, eine Stadt, die noch vor hundert Jahren ein Dorf war, schickte schon 1744 aus ihrem Hafen jährlich fünf und siebenzig Schiffe nach London, und jetzt kommen deren weit über hundert hieher. Die Stadt Dorchester hatte im Jahre 1778. 600,000 Stück Schafe. Die Schiffahrt in den Städten Liverpool, Hull, Bristol, Yarmouth, Plymouth und andern mehr: nimmt täglich zu. Ein gleiches thun die Manufakturstädte deren nicht eine einzige, ungeachtet der großen Handlungsveränderungen und des Ame-

rikanischen Verlusts, zurükgesetzt worden ist. Die einzige Stadt Exeter verkaufte im Jahr 1779 Manufakturwaaren, für die ungeheure Summe von einer Million Pf. St. Eben diesen steigenden Flor bemerkt man auch in Schottland, wo sich Schiffahrt und Manufakturen ganz außerordentlich vermehrt haben. Edenburg, Glasgow, Aberdeen und andere Städte, sind voller Manufakturen. Die Häringsfischerey wurde ehedem von den Schottländern vernachläßigt; sie überließen sie den Holländern, die alle Jahre zu den Schottländischen Küsten kamen, ihren reichen Fang zu machen, jetzt aber benutzen sie selbst diesen so einträglichen Handlungszweig, wozu die Stadt Inverneß allein 500 Böte und 3000 Mann braucht. In Forth, wo die Häringsfischerey jährlich zwey Monathe dauert, werden dadurch 800 Böte und 6000 Mann beschäftigt, die alle Jahre 40,000 Fässer Häringe fangen, wovon ein Sechstheil im Lande verzehrt, das übrige aber exportirt wird. Der Werth dieser Häringsausfuhr beträgt 20,000 Pf. St. Viele andere Städte und Flecken nehmen hieran Antheil. Glasgow allein exportirt jährlich 30,000 Faß Häringe. Ein gleiches geschieht mit dem Lachsfang, von welchen Fischen die Stadt Aberdeen allein hundert Last und Yarmouth, ein Fischerort, neunzig Last nach London liefert. Ich würde diese Liste des brittischen Flors auf ganze Bogen ausdehnen können, wenn es nicht wider den Plan dieses Werkes stritte.

Viele Naturkündiger sind der Meynung daß man in der englischen Grafschaft Southampton, die eine sehr reine und warme Luft hat, mit dem besten Erfolg Obstbäume, Maulbeerbäume und Weinstöcke pflanzen könnte. Man findet in den philosophischen Transaktionen der kö-

niglichen Societät einen Brief von Henry Barham an den Ritter Sloane vom Jahre 1719, worin der erstere berichtet, daß er zu Chelsea Seide gemacht habe, die nach dem Urtheile der Kenner der Piemontesischen gleichkäme. Gewiß ist es indessen, daß ehmahls England Wein hervorgebracht hat. Das alte berühmte Document, das unter dem Namen Domesday Book bekannt ist, bezeugt ausdrücklich, daß man vor der Normanischen Eroberung in Essex Wein gemacht habe.

Sehr oft ist die Englische Industrie aber auch durch deutschen Beystand belebt worden. Ein Deutscher, Namens Spilmann legte unter der Regierung der Königin Elisabeth die erste Papiermühle in England an, der dafür auch zum Ritter gemacht wurde. Gottfried Box, ein anderer Deutscher, baute 1590 die erste Eisendrathmühle, desgleichen eine Mühle Kupferplatten zu machen. Auch die erste Pulvermühle wurde unter der Regierung dieser Königin von einem Deutschen angelegt. Der beste 1782 lebende Buchbinder in London, ein wahrer Künstler in seiner Art, dem es niemand gleich thut, ist auch ein Deutscher. Ja Deutschland hätte vor wenigen Jahren bald die Ehre gehabt, in der Uhrmacherkunst, worin es die Engländer so weit gebracht haben, ihnen den Rang abzulaufen, und den großen Preis des Parlaments durch eine Uhr davon zu tragen, die Meereslänge zu berechnen. Eine Prämie von 20,000 Pf. St. war auf diese nützliche Erfindung gesetzt, und veranlaßte viele sinnreiche Künstler, hierin ihre Talente zu üben. Die Uhr des Engländers Harison trug endlich diesen hohen Preis nebst der Ehre davon. Indessen würde wahrscheinlich beides einem deutschen Uhrmacher, Namens Thiele, aus Bremen, zu Theil geworden seyn, wenn dieser geschickte Künstler seine Uhr vor

der Bezahlung der Prämie in England vorgezeigt hätte, da sie selbst nach dem Urtheile der Engländer, sinnreicher und zweckmäßiger als Harisons Werk war, das noch unzureichend ist den verlangten Nutzen zu verschaffen.

Die Aufmunterung aber, wodurch der Geist der Industrie hier genährt wird, ist auch ganz außerordentlich. Ohne die ungeheuren Summen zu rechnen, die das Parlament jährlich für Fortdauernde Prämien bezahlt, so werden beständig neue ausgesetzt. Ein gleiches thun die patriotischen Societäten, die mit einem bewundernswürdigen Eifer fürs allgemeine Wohl bemüht sind. Die Zahlreichste, die je in einem Lande in Europa war, ist die Societät der Künste, welche 1753 von William Shipley gestiftet wurde und im vorigen Jahre (1784) aus 6700 Mitgliedern bestand, worunter sich fast alle Großen des Reichs befinden. Ein jeder gibt jährlich zwey Guineen zur Kasse, wodurch denn eine so Starke Summe herauskömmt, daß man viele und große Prämien austheilen kann. Man giebt diese an Personen, welche die Menschheit mit neuen und nützlichen Erfindungen bereichern, oder die alten vervollkommen. Über den Betrag der Prämien wird jedesmal gestimmt. Die Versammlungen geschehen wöchentlich einmal in einem sehr großen und prächtigen Hause, das die Societät hat erbauen lassen. Es finden sich selten über zweyhundert ein, die andern begnügen sich durch ihren Geldbeytrag zum allgemeinen Besten mitzuwirken, ohne selbst zu erscheinen. Das diese Absicht hiebey die einzige Triebfeder ist, leidet keinen Zweifel, da keine Ehre, noch überhaupt irgend etwas auszeichnendes damit verbunden ist. Der Lord Romnay war viele Jahre lang Präsident dieser wohlthätigen Societät. Die Vervollkommung des Acker-

baues ist ein Hauptgegenstand derselben, auch unterhält sie einen beständigen Briefwechsel mit Personen aller Stände, welche der Gesellschaft Entwürfe oder gemachte Experimente mittheilen, sie mögen gut oder übel abgelaufen seyn.

Eine andere Societät hat sich erst 1772 in Brecknokshire, einer in Wallis gelegenen Grafschaft, formirt. Die Gleichheit herrscht durchaus unter den Gliedern dieser Gesellschaft die alle wechselsweise den Vorsitz haben. Ihre Gegenstände sind: den Ackerbau in allen seinen Zweigen zu befördern, Leinwand-Manufakturen im Lande einzuführen, die Wollen-Manufakturen zu erweitern, alte Landstrassen zu verbessern, und neue anzulegen; mit einem Wort Industrie aller Art zu verbreiten.

England hat einen einzigen Manne die inländische Schiffart zu verdanken, die erst 1759 entstand, und sich jetzt durch das ganze Land verbreitet hat. Dieses war der Herzog von Bridgewater, der sich durch einen Kanal unsterblich gemacht hat, der dem größten Monarchen Ehre bringen würde. Er war nur ein und zwanzig Jahr alt, als er dieses der alten Römer würdige Werk unternahm. Dieser künstliche Fluß verbindet die beyden großen Städte Manchester und Liverpol. Bald lauft er durch ausgehöhlte Felsen über der Erde, bald aber wieder in Krümmungen unter der Erde, so daß man eine ganz unterirdische Schiffahrt von acht englischen Meilen machen muß; diese wird sodann wieder durch eine Art von Luftschiffahrt abgewechselt; denn dieser erstaunungswürdige Kanal geht vermittelst großer Bogen über den Fluß Irwel, so daß man oft den nie gesehenen Anblick hat, ein Schiff unten auf dem Fluß, und ein anderes oben

über demselben zu sehn, das gleichsam in der Luft fortsegelt.

Ein Engländer, Namens Wedgwood, hat in Staffordschire einen Flecken angelegt, und ihm den Namen Etruria gegeben, den er auch vollkommen wegen der vortrefflichen Waaren verdient die daselbst in etrurischen Formen verfertigt werden. Es ist eine ungeheure Manufaktur von irdenen Geschirren, die sich durch die herrlichsten Formen auszeichnen. Wedgwood hat eine Idee ausgeführt, von der man sich wundern muß, daß die großen Porzellain-Manufakturen sie nicht schon längst gehabt haben, nämlich die Modelle zu unsern Geschirren aller Arten von den vortrefflichen griechischen und etrurischen Arbeiten zu entlehnen, die wir sowohl in den antiken Basreliefs als auch in natura in Florenz, Rom und Neapel bewundern. Er besitzt die Zeichnungen von allen, was Italien vortreffliches in diesen so verschiedenen Gattungen aufzuweisen hat, und benutzt sie aufs beste in seiner Manufaktur. Ein großer Theil dieser Waaren ist vergoldet, andere sind auch emaillirt. Er unterhält eine große Menge Arbeiter und hat sich bereits in wenigen Jahren große Reichthümer erworben.

Es war im Jahr 1771, als ein Engländer Namens Cox, eine außerordentliche Unternehmung wagte, die sehr wohl überdacht war. Er wußte, daß die asiatischen Fürsten unsere mechanischen Kunstwerke zwar hochschätzen, daß aber nur allein Silber Gold und Edelsteine große Reize für sie haben. Diese auf eine sehr plumpe Art bearbeitet, zieren ihre Paläste. Er machte daher den Entwurf, beides zusammen zu verbinden. Sein eigenes ansehnliches Vermögen, und sein erfindungsreiches Genie, gaben ihm dazu alle Mittel an die Hand. Die

geschicktesten mechanischen Künstler im Königreiche, ja selbst in Frankreich, Juwelierer, Uhrmacher, Goldschmiede u. s. w. wurden von ihm angenommen, um Meisterstücke zu liefern. Nichts kam hiebey zum Vorschein, das nicht das Gepräge des höchsten Kunstfleißes hatte. So entstanden eine Menge combinirter Arbeiten, die ein nie gesehenes Schauspiel darstellten. Cox hatte alles nach Asien bestimmt, jedoch zeigt er über neun Jahre lang diese sonderbaren Schätze in London für den Preis einer halben Guinee. Ich habe sie verschiedenemal mit der äußersten Bewunderung gesehn. Pracht, Geschmack und alle Künste der Mechanik und Optik sind gewiß nie so verbunden gewesen, wie hier. Man sahe nichts als Silber, Gold, Diamanten und alle mögliche Edelsteine in Gestalten von Thieren aller Gattungen, die sich sämtlich bewegten. Bunte Vögel, welche sangen; Enten die auf Teichen schwammen; Wild, das in den Wäldern lief; Kameele, Elephanten und andere asiatische Thierarten, die hier ganz in Kleinen nach der Natur geformt waren, sich bewegten und zu leben schienen. Das kostbarste Stück war ein sechs Fuß hohes Castel, an dessen Äußerlichen alles gleichsam erschöpft war, was uns die Dichter von Feenschlössern erzählen. Silber und Gold waren daran die geringsten Materialien. Der Werth dieses Castels allein war über 100,000 Pf. St. Der jetzige Kaiser von China hatte 1769 ein ganz ähnliches von Cox erhalten, daß neben seinen Thron im großen Audienzsaal zu Pecking steht. Dieses aber war für den großen Mogul bestimmt. Die ungeheuern Schulden, die dieser sinnreiche Künstler hiebey machen mußte, deren Zinsen allein große Capitalien betrugen, und andere Unfälle, verhinderten die völlige Ausführung des Entwurfs. Nur

ein Theil dieser Kostbarkeit gieng nach Ostindien, die andern wurden in London verkauft. Auf diese Weise fiel der Hoffnung eines neuen Handlungszweige mit Asien, der nicht allein für England, sondern auch für andere Länder sehr vortheilhaft hätte werden können.

Verwandlung des Meergrundes in bewohnbares Land — Große Uiberschwemmungen daselbst, und die darauf nothwendige Hinauftreibung des abzuleitenden Wassers in die Kunstkanäle durch Windmühlen.

Schon der Nahme Niederlande zeigt an, daß dieser Erdstrich, in Vergleichung mit den daran stoßenden Ländern niedrig liegt, und in der That sind sie der Sammelplatz mehrerer Flüsse, die sie, indem sie sich hier ins Meer ergießen, nach und nach erhöhen halfen. So wie man den Nil mit seinen verschiedenen Ausflußärmen den Schöpfer des ägyptischen Delta nennt: eben so gaben der Rhein mit seiner Tochter, der Wahl, desgleichen die Maas, die Schelde und einige kleine Flüsse, mit Beihülfe der Meersfluthen, den Niederlanden das Daseyn.

Seit Jahrtausenden setzten diese Ströme ihren Sand in dieses anfangs ganz überschwemmte Land ab, und das Meer trug dann bey den wüthenden Nord- und Weststürmen wieder seinen Seeschlamm darüber hin. Daher findet man in Holland gleichsam nur hohles Land, d. h. keine feststehende Grunderde; wohl aber entdeckt man beym Nachgraben allenthalben die deutlichsten Spuren, daß jene Entstehungsart der Niederlande nicht zu bezweifeln

ist. Ziemlich entfernt von der Seeküste, z. B. in Flandern, findet man unter der guten fruchtbaren Erde, die eine Decke ist, welche das lange Gewühle der Menschen, das Düngen, Pflügen und Säen, die Fäulung der Früchte, Bäume der Wurzeln, u. s. w. und zum Theil auch der Schlamm des Meeres aufgetragen haben, trockenen Sand, und unter diesem wieder unregelmäßige Lagen von guter Erde, so wie nämlich bald die Flüsse durch ihren Sand, bald der See mit angespühltem Schlamme das Land nach und nach und wechselsweise erhöht haben.

An den Küsten der Niederlande findet man weder Felsen, noch Berge, und die See macht hier sich selbst ihre Gränzen, welche sie nur in der äußersten Wuth überschreitet. Ihre spielenden Wogen nämlich bilden die Dünnen oder Sandbänke, welche von Calais bis zum Texel hin, das Land, das an einigen Orten sogar tiefer als die Oberfläche der See ist, gegen die Fluthen decken. Wird aber die See einmal von gewaltigen Nord- und Nordwestwinden in Wuth gebracht, dann verschwendet sie auf einmal wieder, was sie mit Hülfe der benachbarten Flüsse in Jahrtausenden geschaffen hat. Noch zu den Zeiten der Römer war die Südsee von Amsterdam bis zum Texel hin ein festes Land. Nachher aber riß die See in einigen Stürmen ihre Dünnen ein, welche von der nördlichen Küste Frieslands, bis an die Gegend des Texels standen, und überschwemmte bey einer außerordentlichen Fluth, die den Abfluß des Rheins hinderte, und sich mit seinen Gewässern vereinigte, das ganze Land. Seit der Zeit, besonders aber seit der Unabhängigkeit dieses Landes, ist man unaufhörlich beschäftiget, die

kleinen Trümmer Landes, welche diese Fluth zurückließ, wieder mit dem festen Lande zu verbinden.

Zwischen Gröningen und Ostfriesland, bey der Mündung der Ems geschah das nämliche. Auch der große Meerbusen Dollar ist durch eine solche gewaltsame Fluth entstanden, und seitdem hat man wieder auf eine große Strecke hin den Seeschlamm eingedämmt, und vortrefflich bebaut.

So wie man aber an einigen Orten dem Meere Land entreißt: so rächt sich dieses wieder an andern. Das Harlemer Meer, z. B. erweitert sich immer mehr, und drohet die Dünnen zwischen Leiden und Harlem durchzubrechen, und Nordholland zu einer vollkommenen Insel zu machen. Auch verschlang die See erst im vorigen Jahrhunderte wieder einen großen Theil der Insel, worauf Dortrecht liegt, und gegen sechzigtausend Menschen fanden dabey ihren Untergang.

So schrecklich die See für das feste Land von Holland ist: so ist sie doch für die Inseln, welche die Provinz Seeland bilden, ein noch viel gefährlicherer Feind. Hier thut sie gleichsam mit List, was sie auf dem festen Lande mit stürmender Hand unternimmt. Die meisten dieser Inseln sind durchaus tiefer, als die Oberfläche des Meeres. Gegen die Fluthen haben sich die Einwohner durch unbeschreiblich kostbare Dämme zu decken gesucht. Diese Dämme ruhen auf Schälungen von den größten Bäumen, deren Aussenseite mit breitköpfigen Nägeln beschlagen ist, um den Kakerlak, einem dem Wasserbau höchst gefährlichen ursprünglich ostindischen Holzwurm, abzuhalten.

Indessen minirt die See doch immer fort an diesen Dämmen. An manchen Orten stehen die eingerammten

Bäume der Schälungen schon nackt da, und die Dämme, die sich auf sie stützen sollten, drohen den Einsturz. Die Einwohner sahen sich daher genöthigt, hinter diesen Dämmen mit einem unsäglichen Kostenaufwande, noch andere Wälle um ihre Insel zu ziehen; welche auf das Schicksal der erstern warten. So werden sie dann endlich doch ihrem unversöhnlichen Feinde unterliegen müssen.

Die der Wuth des Meeres und der Ströme am meisten ausgesetzten Provinzen sind Friesland, Seeland, Holland und Gröningen. Man hat berechnet, daß die Unterhaltung der erstaunlichen Dämme, welche die Regierung deßhalb hat anlegen müssen, dem Staate eben so viel kostet, als eine Armee von vierzig tausend Mann. Man wird diese Berechnung auch nicht übertrieben finden, wenn man bedenkt, daß die Deiche von der einzigen Provinz Seeland vollkommen 40 Meilen, jede zu 1400 Ruthen gerechnet, lang, und so breit sind, daß auf denselben zwey Wagen bequem neben einander fahren können. Dessen ungeachtet stehen die Provinzen, welche dieser Deiche bedürfen, nicht bloß in grosser Gefahr wegen des Meeres, dessen Fluthen die Dämme, so oft es stürmisch ist, zu durchreissen, und zu überschwemmen drohen, sondern auch die Flüsse werden ihr immer furchtbarer. Theils wird das Bett der Flüsse durch den vielen Schlamm und Sand, den sie mit sich führen, immer mehr erhöht, und werden ihre Mündungen jährlich mehr verstopft, theils setzt auch das durchgehende Eis der Flüsse die Dämme in große Gefahr. Im Jahre 1638 z. B. durchbrach das Eis der Issel den Isseldamm, und ganz Holland stand augenblicklich unter Wasser.

So weit die Geschichte des niederländischen Bodens in die Vorzeit hineinreicht, sind folgende Hauptüberschwemmungen dieses Landes vorzüglich merkwürdig und folgenreich gewesen:

Zu Anfange des dritten Jahrhunderts erzeigte eine große Überschwemmung den großen Meerbusen, den man den Süderse nennt, und verschlang einen beträchtlichen, wohlangebauten Strich Landes mit seinen Bewohnern. Viele Stellen dieses Süderses und ehemaligen festen Landes sind daher noch sehr seicht. Eine dieser Untiefen z. B. ist in der Gegend, wo der Y in diesen See fällt, und den Schiffern, welche von Amsterdam nach dem Texel wollen, und dann diese Gegend nothwendig passiren müssen, unter dem verhaßten Namen des Pampus sehr bekannt ist. Große Schiffe müssen jedesmal mit Hülfe des in Amsterdam erfundenen Kameeles über diese Untiefen fortgeschaft werden. Dieses Kameel besteht Eigentlich aus zwey besondern breiten Schiffshälften, deren jede auf der einen Seite etwas einwärts gebogen gebaut ist, so daß diese Seite an das zu lichtende Schiff anpaßt. Wenn nun das Kameel an den Ort seiner Bestimmung gebracht ist: so windet das Schiffsvolk vermittelst starker Taue, das in seiner Mitte befindliche schwer belastete Schiff bis auf sechs Schuh in die Höhe. Das auf diese Art 6 Schuh gelichtete Schiff hat also nun zum ungehinderten Transport in der seichten Gegend des Pampus eben so viel Wasser weniger nöthig.

Eine andere Überschwemmung war im Jahr 1271, woraus nach und nach der Meerbusen Dollar entstand; auch bey dieser Gelegenheit wurden fünfzig Örter, theils Städte, theils Dörfer in den Fluthen begraben.

Im Jahre 1377 theilte eine schreckliche Überschwemmung die Provinzen Flandern und Seeland, die erst mit dem festen Lande an einander hiengen, und bildete so den jetzt hier befindlichen Meeresarm.

Im Jahre 1421 entstand durch eine dieser ähnlichen Wasserfluth die kleine Insel, auf welcher die Stadt Dort liegt. Sie verschlang einen Strich Landes mit 72 Dörfern, und abermals kamen bey dieser Gelegenheit mehr als hunderttausend Menschen ums Leben. Die Betriebsamkeit der Niederländer baute sich zwar in einigen dieser überschwemmten Gegenden wieder an, nachdem sich das Wasser zum Theil verlaufen hatte: indessen sieht man noch bey Moordyk die Kirchthurmspitzen ehemaliger Dörfer, die jetzt das Bette eines großen Sees sind, aus dem Wasser hervorragen.

Diese unglücklichen Provinzen erlitten in der Folge noch verschiedene Überschwemmungen, die zwar weniger verwüstend, als die vorhin erwähnten waren, aber doch manche Stadt und manches Dorf bald zum Theil, bald ganz verschlangen. Dergleichen waren vorzüglich die Überschwemmungen in den Jahren 1530 — 1532 und 1682.

Wenn man übrigens noch jetzt fast jährlich kleine Landseen da entstehen sieht, wo noch vor kurzem Früchte wuchsen, und Herden weideten: so ist dieß gewissermassen die Schuld der Holländer selbst, und eine natürliche Folge von dem beständigen Ausgraben des in diesem holzarmen Lande so nothwendigen Torfes.

Das Wasser der bloß in den Niederlanden anwendbaren und nothwendigen, sogenannten Kunstkanäle fließt zwischen zwey parallel nebeneinander fortlaufenden Wällen so hoch, daß es beym Durchbruch eines solchen Walles die eine ganze Seite des Landes überschwemmen würde.

Ich nenne sie Kunstkanäle im Gegensatz gewöhnlicher Kanäle, deren Wasser in der Regel allemal niedriger steht, als die Oberfläche des Landes, in welchen sie gegraben sind.

Die Kanäle sind so breit, daß sich zwey Postschiffe, die sich auf denselben stündlich begegnen, bequem einander ausweichen können. Ihr nächster und ursprünglicher Zweck ist indessen nicht sowohl die Erleichterung des Postwesens, als vielmehr die Austrocknung und Urbarmachung des Landes selbst. Die Wiesen, Gärten und Äcker sind nämlich von einer Menge kleiner Gräben durchschnitten, welche das eingesogene Wasser in die größern Kanäle abführen, und diese leiten es dann bis dicht an die Kunstkanäle heran. Da aber das Wasser dieser letztern viel höher fließt, als dasjenige aller übrigen Kanäle: so müssen Windmühlen, welche ein gewöhnliches Pumpenwerk oder auch ein Schöpfrad treiben, das gesammelte Wasser, über den Wall weg, in die Kunstkanäle hinauftreiben, und diese überliefern es dann, entweder durch Schleussen, oder auch wieder vermittelst der Schöpfmühlen, dem nächsten Flusse.

Die Überschwemmungen, welche dergleichen Ableitungen hier so nöthig machen, entstehen hauptsächlich zu Ende des Herbstmonats, theils durch ausgetrettene Flüsse theils durch den beständigen Regen und die dicken Nebel, welche sich dann häufiger als je einstellen. Ganze Fluren gleichen dann einer See, woraus hier und da einzelne Häuser, Bäume und Mühlen hervorragen. Diese Überschwemmungen verwandeln sich bald in Eis und dauern bis in den März, der hier gewöhnlich Südwestwind und Thauwetter mit sich bringt. Nun fangen jene Mühlen an zu arbeiten. Sie können indessen nur bey starkem Winde ihre Schöpfräder in Bewegung setzen. Nur etwa

dreyßig Tage im ganzen Jahre sind windig genug, um diese Mühlen zu treiben. Die Landesregierung hat deßhalb gewisse Verordnungen ergehen lassen müssen, um zu verhindern, daß nicht alle Mühlen zugleich in Bewegung kommen, weil sie sonst so viel Wasser in die Kunstkanäle bringen, daß sie überlaufen, und also das abzustellende Übel nur noch ärger machen würden.

Übrigens hat der berühmte Naturforscher Muschenbröck aus vieljährigen Beobachtungen berechnet, daß in gewöhnlichen Jahren hier zu Lande nur zwanzig Tage ganz ohne Wind sind. Diese Provinzen würden aber auch, wegen den beständigen Nebel und der feuchten Luft, die hier herrschet, ohne diese anhaltenden Winde kaum bewohnbar seyn.

Die, dem chinesischen Tusche ähnlichen Schaum hervorbringenden, heißen Quellen auf der Halbinsel Kamtschatka.

Es giebt auf Kamtschatka mehrere heiße Quellen, unter denen man hier jene am Ozernoja findet. Sie entspringen am südlichen Ufer dieses Flußes. Einige fallen gleich gerade in den Fluß, Andere laufen an denselben hin, vereinigen sich in einer Entfernung mit einander, fließen zusammen in den nähmlichen Fluß, und bilden eine Insel. In einigen dieser Quellen brauset das Wasser mit weißen Blasen auf, und macht ein großes Geräusch. Der Dampf steigt hoch in die Höhe, und ist so dick, daß man auf sieben Klaftern weit keinen Menschen sehen kann. Das Wasser dieser Quellen unterscheidet sich

durch eine schwarze Materie, welche dem chinesischen Tusche ähnlich ist. Sie schwimmt obenauf und hängt so fest an den Finger, daß man Mühe hat, sie wieder abzuwaschen. In allen diesen heißen Quellen ist das Wasser dick und stinkt nach faulen Eyern. Die Kamtschatkalen halten dieselben für Wohnungen der Geister und nähern sich ihnen blos mit Furcht und Schrecken.

Ein Berg von versteinerten Menschenknochen auf der Insel Cythera.

Herr Abt Spallanzani fand bey seinem Aufenthalte auf der so viel angenehmes versprechenden Insel Cerigo, sonst Cythera, im Ganzen nichts von Fruchtbarkeit und Schönheit, sondern einem Haufen unfruchtbarer und schaudervoller Felsen, vorzüglich zog eine unbeschreibliche Verschiedenheit vulkanischer Produkte, welche zum Theil mit versteinerten, sonst nur in Kalkfelsen enthaltenen Seekörpern, vermischt waren, seine Aufmerksamkeit auf sich.

Das Wunderbarste aber, was er auf dieser Insel antraf, war ein ganzer Berg versteinerter Knochen von Menschen und Landthieren, welchen die Einwohner den Knochenberg nennen. Er liegt eine kleine italienische Meile von der Hauptstadt, an der südlichen Seite der Insel, hat eine italienische Meile im Umfange, und geht sehr steil in die Höhe. Die Knochen sind nirgends, wo man gegraben hat, calcinirt, sondern durchaus versteinert. Sie sind so schwer und hart, als Stein, und ihre

Höhlun-

Höhlungen finden sich mit verhärteter Erde angefüllt, die sich oft in zierlich gespaltene Spathkristalle verwandelt hat.

Sächsische Versteinerungen solcher Bäume, die nur in heissen Himmelsstrichen wachsen.

Bey Anlegung und Bearbeitung der vielen ergiebigen Bergwerke in den Herzogl. Sachsen-Koburg- und Saalfeldischen Landen hat man daselbst, in einer Tiefe des Erdbodens von mehr als dreyßig bis vierzig Lachtern, allenthalben sehr häufige Versteinerungen von Limonien-Pomeranzen- und andern dergleichen Bäumen und ihren Blättern und Zweigen gefunden, die nur in warmen Himmelsgegenden natürlich und wild zu wachsen pflegen. Diese Versteinerungen, die in einem Bezirke von vielen Meilen allenthalben sehr häufig gefunden werden, bestehen theils in versteinerten Abdrücken von Zitronen-Pomeranzen und andern dergleichen Blättern. Kenner dürfen unmöglich einigen Zweifel hegen, daß dieses die wahren und natürlichen Abdrücke von dergleichen Blättern sind. Alle Zäserchen, alle Zäckchen und Ränder solcher Blätter sind in die Versteinerung so natürlich und vollkommen eingedrückt und abgebildet, daß, sobald man dergleichen grüne Blätter dagegen hält, unmöglich ein Zweifel übrig bleiben kann, daß diese versteinerten Abdrücke von natürlichen Blättern herrühren sollten. Andern Theils findet man in dieser Gegend allenthalben eine Menge versteinertes Holz, welches in den schönsten Achat

versteinert worden ist, und von allen möglichen verschiedenen Farben, insonderheit aber von roth, blau und grün angetroffen wird; wiewohl das von der grünen Farbe am seltensten ist. Man darf diese versteinerten Hölzer, die in Ansehung ihrer Rinde, ihrer Zacken und aller andern Beschaffenheiten die unbezweifeltsten Kennzeichen des Holzes an sich tragen, nur gegen frisches und noch unversteinertes Holz von Citronen- Pomeranzen- und andern dergleichen ausländischen Bäumen halten, um sogleich überzeugt zu werden, daß diese Versteinerungen wirklich ehedem dergleichen ausländische Bäume gewesen sind.

Peters des Großen Bildsäule zu Pferde in Petersburg.

Diese hier abgebildete prächtige Bildsäule zu Pferde wurde auf Befehl der Kaiserin Katharina der II. zum Andenken ihres großen Vorfahren in Petersburg auf dem Petersplatze errichtet. Der Kaiser ist dargestellt, wie er, in Russischer Kleidung, einen Lorberkranz um die Haare gebunden, auf einem muthigen Pferde sitzend, einen Felsen hinein gesprängt; eine schöne Andeutung, daß er mit Kraft und Muth in seinem großen Regentenleben jede Schwierigkeit zu überwinden wußte. Die Figur des Monarchen ist 11 Fuß, das Pferd 17 Fuß, das Fußgestelle von Granit, gleichfals 17 Fuß hoch — Die Höhe des ganzen Standbildes 30 1/2 Fuß. Auf beyden Seiten des Felsens steht in Russischer und Lateinischer Sprache die einfache Inschrift: Peter dem Ersten, Katharina die Zweyte 1782. Im Jahre

1782 den 7. August war unter Paradirung des Militärs die feyerliche erste Aufdeckung der ganzen Bildsaule welcher Ceremonie die Kaiserinn Katharina von dem Balcon des Senats-Palastes zusah.

Der Granitfelsen, woraus das Fußgestell aus dem ganzen gearbeitet worden, lag in einem morastigen Walde bey dem Dorfe Lachta, 12 Werften (beynahe 1 3/4 Deutsche Meilen) von Petersburg.

Auf eine sinnreiche Weise transportirte man den Felsen auf Rinnen mit metallenen Kugeln ruhend, vermittelst Erdwinden, bis nach Petersburg. Ein Tambour auf der Höhe des Felsens gab die Signale; auch war da eine Feldschmiede errichtet, um den Schaden an den Transportirungs-Maschinen gleich wieder zu ersetzen.

Die Raubsucht und Hartherzigkeit der Beduinen.

Ein seltener Contrast zeichnet diese Araber in der Wüste Afrika's aus. Sie sind durch Sitte und Gesetz gegen Jedermann, sey's Feind oder Freund, unbedingt Gastfreundlich, aber anderseits erlauben sie sich auch, durch Sitte und eine Art von Gesetzlichkeit, Jedermann ohne Unterschied, selbst der Bruder den Bruder, förmlich zu berauben und zu bestehlen. Wir theilen unsern Lesern eines der merkwürdigsten Beyspiele dieser schändlichen Raubsucht der Beduinen mit. Es berichtet dasselbe Don Raphael, ein geborner Syrier, der zu der Zeit, als die Franzosen unter Napoleon in Ägypten landeten, als Pfarrer bey den Christen in Groß-Cairo angestellt

war. Die Franzosen bedienten sich seiner als eines Dolmetschers; er wurde als solcher bey dem französischen Heere angestellt, begleitete es in Ägypten umher, schiffte sich mit ihm nach Frankreich ein, und lebt jetzt zu Paris. Folgendes ist sein Bericht. Einer der angesehendsten Kaufleute in Groß-Cairo wollte noch in seinem hohen Alter eine Pilgerschaft nach Mekka antreten, und damit nach dem Gebrauche der muhamedanischen Kaufleute eine Handelsspeculation verbinden. Er belud daher eine große Menge von Kameelen mit kostbaren Waaren, und begab sich mit seinem einzigen Sohn, seinen Weibern, seinen Verwandten und Sclaven auf den Weg. Gewöhnlich schließen sich die Pilger alle an die große Karavane an. Allein das Gefolge des Kaufmanns von Groß-Cairo war so zahlreich, daß es schon allein eine Karavane ausmachte, und daher in einiger Entfernung von der großen ganz allein zog. Mitten in der Wüste gebrach es derselben an Wasser; denn die Schläuche, die man mitgenommen hatte, waren, wie gewöhnlich, durch die Sonnenhitze ausgetrocknet. Der Kaufmann bot den Arabern, welche ihm zum Geleite dienten, eine sehr große Geldsumme an, unter der Bedingung, ihm Wasser zu verschaffen, denn die Araber kennen alle Brunnen in der Wüste; allein diese hartherzigen Nomaden, welche vorher sahen, daß die Karavane bald aus Durst umkommen, und ihnen als Beute zufallen würde, schlugen die Belohnung aus, und sahen mit trockenen Auge dem unsäglichen Leiden zu, welches Menschen und Vieh in der brennenden Hitze erduldeten. Die Kameele fielen nach und nach mit ihrer Bürde nieder; der Kaufmann selbst verschied, der Sohn und die Frauen erreichten mit großer Mühe die Pilgerkaravane, allein aller Reichthum

war zurückgeblieben und wie leicht zu denken ist, von den Arabern ergriffen und vertheilt worden. Der junge Kaufmann war einer der ärmsten Pilger geworden; jedoch blieb ihm bey seiner Rückkunft noch ein Drittel des großen Vermögens seines Vaters übrig; hiemit setzte er seinen Handel fort, und war wieder ziemlich begütert, als die Franzosen in Groß-Cairo einrückten: —

Auch Cooper Williams erwähnt, in seiner Reise auf dem Mittelmeere im Gefolge Admiral Nelsons, als ein zweytes Beyspiel obiger Art, folgendes:

Ein französischer Kapitain (Gardon), der mit einigen seiner Leute durch die Menschlichkeit der brittischen Matrosen unweit Alexandrien vom Tode gerettet worden war, erschien darauf vor dem Commodore, und erzählte ihm folgende schreckliche Geschichte. Er führte den Cutter l'Anemone von 4 Kanonen und 60 Mann; er war am 17. Julius von Toulon abgesegelt und hatte den General Karmin, den Capitain Walette, Adjutanten des General Bonaparte, desgleichen einen Courier mit Depeschen und einen Soldaten am Bord. Einige Meilen von Alexandrien wurde der Cutter von einem englischen Schiffe (der Emerald) entdekt und verfolgt. Es waren hier nur zwey Wege, entweder sich uns zu ergeben, oder das Schiff nach dem Ufer zu treiben, und den Beduinen in die Hände zu fallen. Der General, welcher hier keine andere Möglichkeit sah, unserer Gewalt zu entgehen, befahl dem Capitain Gardon, den Cutter ans Land zu führen. Dieser stellte ihm die Gefahren der

nahe herumliegenden Felsen und der zahlreichen Horden wilder Araber vor, welche diese Küste so unsicher machten. Umsonst! Der General antwortete: da er nur 2 oder 3 Meilen von Alexandrien entfernt sey; so wollte er mit seinem Schwerdte in der Hand, sich schon einem Weg durch diese Horden bahnen. — Der Capt. mußte gehorchen, aber er und einige wenige seiner Leute retteten sich gleich nach der Landung, durch die Hülfe unserer Matrosen in einem engl. Boote. Der General, der Cap. Valette und die übrigen hatten kaum gelandet, als sie schon die bewaffneten Beduinen erblickten, die sich bis her hinter den Sandhügeln gehalten hatten. Bey dem gräßlichen Anblicke dieser Ungeheuer, waren alle, die so unglücklich gewesen waren, hier gelandet zu haben, von Schrecken und Entsetzen ergriffen. Man konnte unfern des Ufers die fürchterliche Scene der grausamen Mißhandlungen und Quälen mit ansehen, welche diese Unglücklichen auszustehen hatten. Alle wurden bis aufs Hemd geplündert, und viele bey kalten Blute ermordet. Unter den letztern war auch der unglückliche General Carmin und der Adjudant Vallette, die beyde auf den Knien um Schonung bathen. Allein ein Araber zu Pferde nahm seinen Carabiner, und feuerte auf dem General. Der Schuß versagte. Er feuerte wieder, traf und tödtete den Adjudanten, der hinter dem General auf seinen Knien lag. Nun feuerte er nochmals mit seiner Pistole auf den General, wovon dieser sogleich tod zu Boden sank. Lange hörte man diese Unglücklichen die Engländer um Hülfe rufen und bitten, sie dieser schrecklichen Scene der Quälen und des Todes zu entreissen. Obgleich unsere Seeleute sich so nahe als möglich wag-

ten; so war es doch zu spät. Unsere Boote und die ausgeworfenen Stricke konnten die Leidenden nicht mehr erreichen, sie waren daher ohne Rettung verloren.

Menschenopfer und Menschenfresser.

Kein Löwe verschlüngt den andern; keine Schlange verletzt eine Schlange ihrer Art; und in andern Gattungen suchen die Seeungeheuer ihre Opfer auf, an denen sie ihre Wuth auslassen, und ihren Hunger stillen. Nur der Mensch macht eine Ausnahme; er wüthet gegen seine eigene Gattung. Auf den unwirthbaren Gebirgen zwischen Aracan und Pegu irren tigerartige Menschen herum. Wie reißende Thiere springen die Wilden in Malaccas Einöde von den Bäumen auf ihre Beute, selbst Menschen herab, und verzehren sie. Auf der Halbinsel Lucon (Lüson) leben ungesellige, höchst rohe Waldmenschen. Scheu fliehen sie vor allen ihren Mitbrüdern. Sie schlaffen da, wo sie die Nacht überfällt. Ähnliche Nachrichten gaben Reisende von den Neuholländern, Californiern, Pescherähs u. a. obgleich auch wieder andere vortheilhafter von ihnen sprechen. Viele haben offenbar vom Menschen nur die Gestalt; in Hinsicht auf Nacktheit, Wohnung in Felsenhöhlen, Wuth sinnlicher Triebe und rohe Speisen, gleichen sie mehr den Thieren. Zwar geben sie kein Bild eines ächten Naturstandes, sondern vielmehr der Ausartung und des höchsten Grades von Verwilderung, in den der Mensch unter ungünstigen Umständen versinken kann; aber auch bey den bessern Bewohnern der Societäts- und Pelew-

inseln wird man diesen Stam umsonst suchen, da sie schon ein gesellschaftliches Band und Gesetze vereinigen, und sie also aus demselben, wenn es irgend einen giebt, heraus getretten sind. So manchen Schritt in Absicht auf Kleidung, Wohnung, ja selbst auf Gesetze einige neuseeländische Wilde zur Kultur gethan haben, so dauert doch die barbarische Gewohnheit, die im Kriege erschlagenen zu fressen, bey den meisten fort. Hunger, zu so furchtbaren Ausschweifungen er auch verleitet, kann der Grund unmöglich seyn. Denn man fand, daß auch solche, die einen reichen Vorrath von Fischen und Wurzeln gesammelt haben, Menschenfleisch assen, auch würde der gebieterische Hunger derer, die eines natürlichen Todes sterben, nicht verschonen, die aber kein wildes Volk je verzehrt. Die Einwohner der Insel Tanna gaben Kook und Forster deutlich genug zu verstehen, daß, wenn sie sich, ohne ihre Bewilligung, in ihr Land hineinwagten, ihnen die Bäuche aufgeschnitten, und von ihren Armen und Beinen das Fleisch heruntergerissen und verzehrt werden sollte, auch gestanden die sonst gutmüthigen Taheitier, sie seyn ehemals Menschenfresser gewesen. Diese den Menschen schändende Gewohnheit ist Folge der Erziehung bey den wilden Völkern. Der unbändige jugendliche Geist darf nie gebrochen werden, weil nach ihrer Meinung davon allein ihre Freyheit und Sicherheit abhängt. Die geringste Beleidigung reißt sie zu einer Wuth, die nur durch das Blut des Gegners gestillt werden kann. Wie Rasende stürzen sie ins Handgemenge, machen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt, und verschlingen wie wilde Thiere den, der unter ihren Streichen fällt. Endlich wird das zur Gewohnheit, was erst nur in blinder Wuth geschah. Man

stellt mit den Überbleibseln der Erschlagenen und den Leibern der gefangenen Feinde ein Mahl an, hält einen wildfröhlichen Schmauß, und findet das Menschenfleisch wohlschmeckend. Wirklich versicherte auch ein Weib aus der Mattogrosso in Brasilien den Ritter Pinto, das Fleisch der jugendlichen Personen sey von außerordentlichen Wohlgeschmacke. Auch die Tataren verzehrten in Ungern unter der Regierung Belas IV. die Erschlagenen, und ihre Anführer erhielten die Leiber junger Frauenzimmer als Leckerbissen. Staunen wir über eine solche Wildheit, schaudern wir, auch bey der bloßen Vorstellung von einem Mahle, wo die noch zuckenden Glieder gebratten werden, und ein Becher mit Menschenblut unter wilden Jubel herumgeht; so werden uns die Menschenopfer einen fast eben so traurigen Beweis geben, wie wild und roh der sich überlassene Mensch werden konnte. Mag auch das Leben der Taheitier noch so idyllenmäßig geschildert werden, ja mögen sie wirklich in vielen Stücken sich von den rohen Sitten der Wilden losgerissen haben, noch immer herrscht bey ihnen der abscheuliche Gebrauch, vor irgend einer wichtigen Unternehmung sich den Beistand des Himmels durch ein Menschenopfer zu erflehen. Das unschuldige Opfer ist nicht etwa ein Verbrecher, sondern der nächste beste, wenn auch unbescholtenste Mensch, denn man sich dazu ausersehen hat, und plötzlich todt schlägt. Die Feyer wird auf dem Marai, dem Betopfer- und Begräbnißplatze des Königs begangen. Unter den seltsamsten Gebräuchen, wozu das Ausstechen eines Auges gehört, begräbt man das Opfer, gräbt aber auch hernach den Schädel wieder aus. Zu gleicher Zeit werden mehrere Ferkel und Hunde geschlachtet, und auf ein Gerüste gelegt; auf einem an-

dern höhern das gleich daneben ist, opfert man Früchte. Ein Paar Trommeln und lauthe Gebethe ertönen, aber da ist auch nicht eine Spur von Ehrerbietung und Andacht wahrzunehmen, und ganz andere Dinge plaudern die Priester, während sie ihre Geschäfte verrichten. Jedes Zucken der Thiereingeweide, das Zwitschern des Eisvogels, oder auch das Pippen eines Knaben ist dem versammelten Volke günstiger Ausspruch seines Catua (Gottes). Die wahrhaft talentvolle aber grausame Xinga, des Königs Bandi von Angola Tochter, hatte die Wilden Jaggas in ihren Bund gezogen, um ihren großen Entwurf, die Portugiesen ganz aus Angola zu vertreiben, auszuführen. Schwerlich sah je die Erde ein wilderes Volk. Menschenfleisch ist noch bis auf diese Stunde die vorzüglichste Nahrung dieser Ungeheuer. Sie kaufen es wie anderes Fleisch in der Fleischbank. Ihren hohen Grad von Wildheit hatten sie vorzüglich einer Frau zu danken, die ihre Regentinn war, und einst ihren Säugling zerstampfte, um eine Salbe daraus zu bereiten, die vorgeblich in jeder Todesgefahr schützen sollte. Diese schändliche Sitte führte sie bey dem Volke ein. Xinga war solchen Thiermenschen als Heerführer und Oberpriester höchst willkommen. Vor jeder Unternehmung schlachtete sie zum Theil mit eigener Hand mehrere Unglückliche und Trank eine Schale Menschenblut. Ihr Aufzug war schrecklich, und der mit einer Feder durchbohrte Nasenknorpel vermehrte noch ihr wildes Ansehen.

Kommt uns nun aber die Barbarey und Rohheit, in die der so reitzend geschilderte Naturstand leicht übergeht, entsetzlich vor; so muß es noch einen tiefern Eindruck auf uns machen, wenn wir unter den Kultivirten Men-

schen auf Ungeheuer stoßen, die alle Menschlichkeit so ganz ausgezogen haben, daß sie dem Kützel eines verwähnten Gaumes nach Menschenfleich nicht widerstehen konnten. Weit furchtbarer ist die Verwildung dieser Menschen, als die natürliche Wildheit jener Völker. Gänzlicher Mangel an Geisteskultur, wüthender Zorn, Schwärmerey und Aberglaube, politischer und religiöser Fanatismus, zuweilen freylich auch Krankheit und Wahnsin, haben schon öfters traurige Beweise geliefert, wie der Mensch auch in gesitteten Staaten in eine mehr als thierische Wildheit versinken, seines Gleichen verzehren, und sein Blut trinken können. Einen solchen europäischen Cannibalen sah man vor noch nicht gar langer Zeit in dem Hirten Joh. Nikl. Goldschmidt zu Berka ohnweit Jena an der Ilm. Er hatte im Jahre 1770 einen Handwerksburschen, von dem er glaubte, er habe ihm sein Vieh scheu gemacht, ermordet und geplündert, und damals zum ersten Male eine Begierde nach Menschenfleisch empfunden. Wirklich brachte er seiner Gattin ein Stück von jenem Unglücklichen, um es zu kosten, mit der Äußerung, es sey Hammelfleisch; und als diese schaudernd sagte, es sey ziemlich alt, so lachte das rohe Ungeheuer laut auf. Im Jahre darauf wandelte ihm abermals diese Lust an, deren Opfer ein eilfjähriges Mädchen wurde. Einen Theil seines Fleisches aß er, das übrige verbrannte er. Im Verhöre gestand er, daß er ohne das mindeste Gefühl Menschen geschlachtet habe. Übrigens war bey ihm keine Spur von Wahnsinn oder Krankheit zu entdecken. Es war der höchste Grad von Rohheit und Übermacht sinnlicher Begierden. Was diese bey jenem Hirten veranlaßten, das vermochte Wuth und Jähzorn bey einem Matrosen, der sein so eben gebornes Kind, dessen Ankunft

seine Sorgen vermehrte, wie rasend mit den Zähnen zerriß und Stücke davon verschlang. Auch Schwärmerey, religiöser und politischer Fanatismus und Irrwahn erzeugte schon solche Ausschweifungen. Ein Landmann im Preußischen erschlug seine sechs Kinder, um ein zweyter Abraham, ja mehr als er zu seyn; ein anderer trank gierig das hervorsprudelnde Blut seines von ihm unter frommen Gesängen erschlagenen Kindes, und in Grätz wurde vor mehreren Jahren ein Ungeheuer hingerichtet, das sechs Personen bloß in der Absicht ermordet hatte, um ihr Herz zu essen, weil es dadurch verborgene Schätze und Spielglück, und die Kunst sich unsichtbar zu machen, zu erlangen hoffte. So wurde auch in Schottland ein Mann mit seiner ganzen Familie verbrannt, weil sie erweislich mehrere Jünglinge ins Haus gelockt und gegessen hatte. Nur des jüngsten Glieds der elenden Familie, eines Säuglings, schonte der strafende Arm der Gerechtigkeit. Kaum erreichte er aber das zwölfte Jahr so trieb er das abscheuliche Handwerk seines Vaters, und mordete und fraß Kinder, bis er auch, der sich mit einem unwiederstehlichen Appetit nach Menschenfleisch entschuldigte, lebendig verbrannt wurde. Daß aber auch durch politischen Fanatismus der Mensch bis zum blutdurstigen Thiere verwildern kann, davon hat uns die Geschichte furchtbare Zeugnisse aufbewahrt. Mit welcher wilden Freude zerriß der Pariser Pöbel den Marschall d'Ancre in hundert Stücke, kaufte die Asche seiner vor der Bildsäule Heinrich IV. verbrannten Glieder, und sah mit Vergnügen dem Manne zu, der das Herz des Marschalls gebraten öffentlich aß.

Wildaufgewachsene Menschen.

In welchem kläglichen Zustande erblicken wir nicht die Unglücklichen, wir möchten sie Wildlinge nennen, die durch irgend einen traurigen Zufall in der Wildniß einsam aufgewachsen sind. Man mag auch den Schilderungen von der Liebenswürdigkeit und dem reizenden Glück des Naturstandes, im Gegensatze der Kultur, noch so abgeneigt seyn, als wir es wirklich sind; so würde man doch unbillig handeln, wenn man die Beyspiele von solchen wilden Menschen, die als sittliche Mißgeburten anzusehen sind, für einen Maßstab halten wollte, um anzugeben, wohin ganz roher Naturstand den Menschen führe, ob sie gleich zeigen, was aus dem völlig isolirten Menschen werden könne. Daß die Nachricht von einem unter Wölfen angetroffenen wilden Menschen, der von ihnen aufs Beste verpflegt und reichlich mit Speise versehen worden sey, das Gepräge der Wunderliebe alter Zeiten an sich trage, ist sehr zu vermuthen. Aber gewisser sind folgende Fälle. Im Jahr 1661 fand man in Lithauen zwey ungefähr neunjährige Knaben unter Bären. Nachdem diese in die Flucht gejagt waren, bemächtigte man sich eines dieses Knaben trotz seinem heftigen Wiederstande. Er war gut gebildet und ziemlich blond. Alle Versuche ihn zahm zu machen waren umsonst. Er lernte nie reden, litt auch keine Kleider und Schuhe.

Doch wurde er getauft. Die Königinn von Pohlen und der damalige französische Gesandte waren seine Pathen, und er erhielt den Nahmen Joseph Ursius. So weiß man von einem Knaben der unter Waldochsen und von einem andern, der unter Schafen wild aufwuchs. Vom letztern erzählt Tulpius, der ihn gesehen, daß er auf allen Vieren gegangen sey, Gras und Heu gegessen und wie ein Schaf geblöckt habe. Merkwürdig ist das im Jahre 1717 bey Krauenburg in Oberyssel, gefangene Mädchen von 19 Jahren. Im 16ten Monat ihres Lebens war diese junge Wilde ihren Ältern entwendet worden. Braun, hart und rauh war ihre Haut, ein unverständliches Stammeln ihre Sprache, Baumblätter und Kräuter dienten ihr zur Nahrung. Sie ging aufrecht, und hatte eine Schürze von Stroh. Willig nahm sie eine bessere Erziehung an, und legte einen lebhaften Abscheu vor ihrer vorigen Lebensweise an den Tag. Aber noch merkwürdiger ist daß im Jahr 1731 bey Chalons in Frankreich gefangene wilde Mädchen. Im September dieses Jahres sah ein Edelmann zwey schwarze Gegenstände auf der Marne; er hielt sie für Wasserhühner und schoß darauf. Sie tauchten unter und kamen mit Fischen weit davon ans Land, die sie begierig verschluckten, und jetzt erst sah der Jäger, daß es zwey Mädchen seyn. Nach gehaltener Mahlzeit gingen sie vom Ufer der Marne landeinwärts. Auf dem Wege fand eines derselben einen Rosenkranz; mit wilden Hüpfen und Freudengeschrey bedeckte es ihn mit der Hand. Auf diese schlug das andere mit einer Keule, was aber die Wilde, die den Rosenkranz zuerst bemerkt hatte, mit einem tüchtigen Keulenschlage erwiederte. Die Siegerinn die sich mit kindischen Wohlgefallen ihren Fund als ein Armband

umlegte, war nun mitleidig genug, Frösche zu hohlen, die Haut derselben auf die Wunden ihrer Gesellschafterin zu legen, und mit Baumfasern sie zu verbinden. Jetzt trennten sich aber beyde, und nie hat man wieder eine Spur von der Verwundeten entdeckt. Die andere junge Wilde aber trieb ein heftiger Durst in ein benachbartes Dorf. Sie ging aufrecht und war mit einer starken Keule versehen. Ihre Hände und ihr Gesicht waren kohlenschwarz. Ihr Haar stak unter einer Mütze, wozu ihr ein Flaschenkürbis diente. Die Bauern erschracken über diese Erscheinung, hielten sie für den Teufel selbst, und ließen einen großen Hund mit einem stachligen Halsbande auf sie los. Furchtlos erwartete sie den Hund, zerschmetterte ihm die Hirnschale mit einem Schlag ihrer Keule, und sprang mit wilder Freude auf seinem todten Körper herum. Nach fruchtlosen Versuchen, eine der Thüren zu öffnen, die die Furcht sorgfältig verschlossen hatte, nahm sie ihr Nachtlager auf einem Baume. Auf die Nachricht davon befahl der Vicomte von Epincy die junge Wilde zu fangen, was bey ihrer Schlauigkeit und scheuen Vorsicht sehr schwer war. Endlich gelang es doch. In der Küche griff sie sogleich nach einem Stück von Federwildprett, mit dem der Koch gerade beschäftigt war, und ein Kaninchen balgte sie mit den Fingern aus, und verschlang es roh. Nichts glich der Geschwindigkeit dieses Mädchens, nichts seiner Fertigkeit im Klettern. So schnell wie ein Eichhorn sprang es von einem Baum zum andern, wobey ihm sein vorzüglich starker Daumen die besten Dienste that. Noch viele Jahre nachher, als diese junge Wilde schon lange unter den Menschen gelebt hatte, konnte sie einen Hasen im Laufe einhohlen. Auf der Jagd überließ sie sich ihrer natürlichen Neigung

und setzte dem Wilde nach. Ihr Gang war ein besonderes Glitschen, aber so geschwind, daß man die Bewegung ihrer Füsse nicht unterscheiden konnte. In ihrem Betragen, und in ihrer Stimme und Sprache herrschte immer etwas kindisches; letztere war ein durchdringendes Kreischen. Im Zorn oder auch bey unerwarteten Schrecken erhub sie ein furchtbares Geschrey, besonders auch, wenn sie ein Unbekannter anrühren wollte. Am meisten Mühe kostete es, sie von rohen Fleische, von Blättern und Wurzeln zu entwöhnen. Dieß zog ihr schwere Krankheiten zu, die öfters für ihr Leben besorgt machten. Vielleicht wäre sie wirklich in einer derselben das Opfer geworden, wenn nicht der kluge Arzt ihr heimlich zuweilen ein Stückchen rohes Fleisch hätte zustecken lassen. Auch brachte ihr eine Freundinn zuweilen ein Täubchen oder Huhn, woraus sie das Blut warmer trank, das wie Balsam auf ihren Körper wirkte. Diese Krankheit beschleunigte ihre Taufe, bey der sie die Namen Marte Angelike Memmie le Blanc erhielt. Sie genas, aber oft kehrte die Rohigkeit ihres vorigen Zustandes zurück. So sprang sie einmal in vollem Anzuge in einem Teich und haschte Frösche, die sie mit großem Wohlgefallen verzehrte, auch lief sie einmal von einem großen Gastmahle, das nicht nach ihrem Geschmacke war, plötzlich fort, kam mit einer Schürze voll lebendiger Frösche, warf sie voll Freude über ein so herrliches Gericht, und schrie immer; Nimm, nimm doch! Man denke sich den Schrecken der Herrn und Damen, das Herumhüpfen der Frösche und die Behendigkeit der jungen Wilden, um die Flüchtlinge immer wieder zu fangen und auf die Teller zu werfen. Wie sehr aber endlich doch noch die Bildung ihres Geistes und Herzens gelang, beweißt ein

sehr

sehr rührender Zug aus ihrem Leben. Denn als man nach dem Tode ihres Wohlthäters und Beschützers, des Herzogs von Orleans, wegen ihres Auskommens besorgt war und sie fragte: wovon sie nun leben würde? So antwortete sie ruhig: Warum sollte mich Gott von den Wilden weggeführt und zur Christinn gemacht haben? Etwa um mich zu vergessen und Hungers sterben zu lassen. Das ist unmöglich. Ich kenne niemand als ihn; er ist mein Vater und wird schon für mich sorgen. Aus ihrer Jugend waren ihr nur wenige Erinnerungen geblieben, und in ihrem wilden Zustande hatte sie gar nichts gedacht. Da sie aber, freylich nur ganz schwach, sich noch vorstellen konnte, sie habe in mit Schnee bedeckten Hütten und Löchern gewohnt, in die man auf allen Vieren hatte kriechen müssen, da sie öfters von einem Thiere sprach, das sie in der Jugend sehr erschreckt hätte, und es wie einen Seehund beschrieb, da sie ferner kein Eis abhalten konnte, ins Wasser zu springen, die Hitze aber ihr Ohnmachten zuzog, da sie endlich noch, außer ihren rohen Hang zu rohem Fleisch, eine Bekanntschaft mit Manioc und Zuckerrohr verrieth und eine außerordentliche Freude hatte, unter andern Figuren von Wilden Völkern, auch Eskimos zu finden, und sich über das deutlich erinnerte, zweymal über das Meer gekommen zu seyn so schloß man daraus, sie sey eine junge Eskimo gewesen, die, Gott weiß wie, nach Europa gekommen seyn mochte. Wirklich soll bald nachher in holländischen Blättern Nachfrage nach einen entlaufenen wilden Mädchen gehalten worden seyn, auf die man aber weiter nicht achtete. — Von sanften Sitten schien der wilde Mann zu seyn, der im Jahre 1774 in einem Walde der Pyrenäen gefunden wurde. Er war über und über mit Haaren

bewachsen, so rauh wie ein Bär und so geschwind im Laufen, daß ihn kein Hund einhohlen konnte. Oft besuchte er die nahen Schäferhütten, aber nie suchte er, Schaden zu thun. Seine größte Freude war, die Schafe laufen zu sehen. Er drückte sein Vergnügen darüber mit Gelächter aus. Brod, Milch und Käse kannte er nicht. Er schien 30 Jahr alt zu seyn. Wahrscheinlich verlohr er sich als Kind in jenen unermäßlichen Wäldern und nährte sich mit Wurzeln.

Geschichte eines Mannes, der aus dem Stande der Gesellschaft und Cultur aus unbekannten Ursachen in den Stand der Natur, ja der Wildheit zurückgekehrt ist.

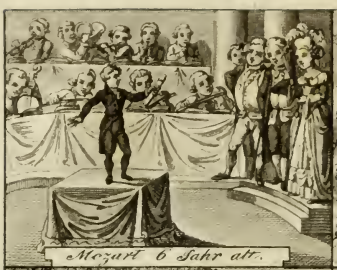
Der Salzburger.

Seit 28 Jahren *) treibt sich in den Dörfern und Waldungen des nördlichen Schwabens ein Mensch herum, der mitten in einem gesitteten Staate, das Leben eines Naturmenschen, eines Wilden aus freyer Wahl führt. Man nennt ihn, seiner Angabe nach, den Salzburger, obgleich sein reines deutsch seine Aussage zweifelhaft macht. Sein Äußerliches verspricht viel. Fest und stark ist sein Bau, seine Größe mittelmäßig. Er scheint 60 Jahr alt zu seyn. In seinem Gange herrscht Anstand und Würde, in den Zügen seines Gesichts Ausdruck und sein

*) Ob er jetzt noch lebt, können wir nicht verbürgen, aber im Jahr 1803 lebte er noch. S. Wilhelm's Unterhaltungen über den Menschen 1 Th. S. 100.

Blick ist geistvoll, trotz einer Verletzung, die ihn eines Auges beraubt hat. Er trägt keinen Rock, keine Beinkleider, keine eigentliche Fußbedeckung. Dagegen umwickelt er die Füße mit Werg und kleinen Lappen, und wechselt oft mit den Lumpen, die er um den Kopf und um den Leib hängt. Zuweilen trägt er auf dem Kopf einen Bienenkorb, zuweilen einen Stein, zuweilen schmückt er ihn mit Federn. In der Hand hat er mit Lumpen umwickelte Stöcke, auch trägt er an einer Schnur ein Ammenshorn auf seiner Brust, das er seinen Orden nennt. Er führt das seltsamste Leben. Nirgens hat er eine Heimath. Der Himmel ist sein Dach, der Rasen sein gewöhnliches Bette, die Backöfen der Vorwerke sein Nachtlager im Winter. Um Sitten und Gebräuche bekümmert er sich nichts. Von dem, was ihm die Natur darbiethet, lebt er, und hat kein Eigenthum, als die Lumpen, die er oft wechselt, und die Versteinerungen die er mit Kenntniß sammelt, um sie wieder zu zerstreuen. Branntwein liebt er ausschweifend. Schnupftaback ißt er wie Leckerbissen, und Geld, wenn man ihm welches schenkt, verwahrt er im Munde. Vielleicht glauben unsere Leser hier von einem gemeinen Wahnsinnigen zu hören, und das scheint er auch zu seyn, sobald man mit ihm von seiner Lebensart sprechen will, dann hört man unzusammenhängende verwirrte Reden, aus denen einige Erinnerungen an eine unglückliche Liebe, an Flucht und Einsperrung hervorleuchten, und man weiß nicht, ob er die seltsamsten Ideen willkührlich, um den Forscher irre zu führen, oder unwillkührlich vorbringt. Spricht man aber über irgend etwas anderes mit ihm, so erstaunt der Beobachter über die Züge von Witz, die treffenden Urtheile, die richtigen Ideenverbindungen, die gebildete

Sprache, die wohlgewählten lateinischen und französischen Sentenzen und die höchste Wahrheit der Deklamation und Geberden bey allem, was er spricht. Alles verräth an ihm Erziehung und höhere Cultur. Von seinem Geiste nur ein paar Züge. Einst trat er in seinem Aufzuge in eine Gesellschaft, und bath um eine Zeitung. Man sprach freundlich mit ihm. Als er die Bekanntschaft der Anwesenden zu machen wünschte, und ein Regierungsrath scherzweise sagte: ich bin ein neugebackener Rath, antwortete er mit schneidender Satyre: wenn sie nur ausgebacken sind. Man wünschte sein Religionssystem zu wissen. Sorgfältig wich er aus; endlich gestand er; er sey von der natürlichen Religion, und erklärt sich über diese, ihr Wesen sey: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, und den einzigen wahren Gott über alles; und da man wegen der Unsterblichkeit der Seele in ihn drang, so äußerte er: dafür laß ich den lieben Gott sorgen. Ein junger katholischer Geistlicher befand sich in der Gesellschaft. Auf die Frage wofür er ihn halte? gab er zur Antwort: dieser sollte Theologie studiren, er hat so ein freundliches Aussehen, und als man nun wissen wollte in welcher Verbindung Theologie und freundliches Aussehen miteinander stünde? sagte er mit unbeschreiblichen Ausdruck: ach! er wird ja ein Tröster seyn.



Mozart 6 Jahr alt.

Kanal in England.

Deutschland im 3ten und im 18ten Jahrhundert.

Peters des Großen Bildsäule.

Berger del. Leop. Berger sc.

Ausartung der Völker. Die alten Deutschen in Gegensatz mit den heutigen Deutschen.

Hören wir die gültigsten Zeugen, so waren die alten Deutschen, Menschen von ungeheurer Größe und Stärke. Casar, Tacitus, Mela, beschrieben sie so groß und furchtbar, daß selbst die Gallier ihren Anblick kaum ertragen konnten. Mit Bewunderung reden die alten Schriftsteller von der Schönheit der deutschen Weiber und Töchter von ihren blonden seidenen Haaren, der blendenden Weiße ihrer zarten Haut, den Rosen ihrer Wangen. Das blaue Auge hatte ein Feuer, das mehrere Gallier dem Cäsar gestanden, ihr Blick sey nicht auszuhalten. Ohne sich durch die aufgefundenen Riesenknochen und die darauf gebauten Mährchen irre machen zu lassen, darf man als ganz zuverläßig annehmen das die alten Deutschen von 6 Fuß 3 Zoll bis an 7 Fuß reichten; und das waren nicht etwa Ausnahmen, das war Nationalschlag, war die gemeine Größe ihrer Kriegsheere. Mit dieser körperlichen Schönheit war auch ein gewisser Adel der Seele verbunden. Ihre Tapferkeit mußten selbst Feinde als beyspiellos rühmen, ihre kaltblütige Verachtung des Todes überstieg allen Glauben und hoher Muth verwandelte alle ihre Schlachtgesänge in Freudenlieder. Ihr Edelsinn kannte nur offnen Kampf bey gleicher Zahl; heimlichen Überfall, Kriegslist, Übermacht, verachteten sie. Bey einigen soll ihre Kampflust an Wuth gegränzt haben, so, daß die feurigsten zuweilen gebunden werden

mußten. Treffend und wahr sagt Seneka von den alten Deutschen. Sie lechzten nach Gefahren, freuten sich ihrer Wunden, drangen jauchzend mit ihren Körpern in die Schwerter und Spieße ihrer Feinde, und ließen, wenn ihre eigenen Waffen stumpf oder zerbrochen waren, sich di in ihren Körpern bereits steckenden Pfeile aus den Wunden, um damit auf ihre Feinde einzudringen. Es war keine Prahlerey, wenn Arioviſt den Cäſar sagen ließ: er soll wiſſen, daß noch kein Feind ohne seinen Untergang mit mir gekämpft habe, und erfahren, was die unbezwinglichen Deutschen vermögen. Wünschen unsere Leſer, wenn sie die Körpergröße und den hohen unbezähmbaren Geiſt der alten Deutschen, mit den Niederlagen und Friedensschlüſſen ihrer Enkel vergleichen, den Grund einer so auffallenden Nationalausartung zu wiſſen; so wird man sie vorzüglich an die Veränderung des Climas und der Lebensweiſe erinnern müſſen. So kalt war es damals in Deutschland, das in den unermeßlichen Wäldern Renn- und Elenthiere einheimiſch wohnten. Die ungeheuren Tannen- und Eichewälder, die damals Deutschland bedeckten, hinderten die Erwärmung des Bodens. Sie waren so ausgebreitet, das die Römer auf ihren Münzen durch eine Tanne das ſüdliche und durch eine Eiche das nördliche Deutschland abbildeten, weil ſie beide für einen bloßen Wald hielten. Einfach war die Nahrung des alten Deutſchen: Milch und Fleiſch, sogar, wie einige behaupten, rohes. Früher schon gewöhnte ſich die Jugend zu allen Strapatzen, badete im kalten Waſſer, blieb unbekannt mit weichlicher Pflege, wärmenden Getränken und entnervenden Laſtern, und Keuſchheit, ſpätes Heurathen und Reinheit der Sitten, Sorgenfreyheit und fleißige Bewegung (welche sehr oft in Herumbalgen mit Bären

und Wölfen bestand) erhielten den Körper bey voller Kraft. Denken wir uns von dem allen das Gegentheil, einen durch Aushauen der Wälder und das Austrocknen der Sümpfe mildern Himmel, warme Getränke, zumal den Geist und Leib zerstörenden Branntwein, Pflanzenkost, die die Säfte eben nicht vermehrt, und frühe Wollust, die sie vor der Reife verschwendet, Laster, Sorgen, sitzende Lebensart — so werden wir uns die Frage, wie die alten Deutschen Patagonier so einschrumpfen konnten, zu beantworten wissen.

Große Sterblichkeit durch Pest und Findelhäuser.

Alle politische Rechenkunst wird da zu Schanden, wo die Pest wüthet, wo Erdbeben viele Tausende verschlingen, der Hunger furchtbare Lücken — in die Bevölkerung macht, oder übel eingerichtete Findelhäuser eine fortwährende Sterblichkeit zur Tagesordnung machen. Unglaubliche Verheerungen richtete sonst die aus dem Orient gekommene Pest an. Im Jahre 1563, raffte die Pest in einem kleinen Striche Deutschlands 300000 Menschen hin, und im Jahr 1580, verlohr Paris blos im Monat Juny 40000 Bewohner an dieser Krankheit. Durch vortreffliche Anstalten und sorgfältige Quarantainen und Absonderung der Angesteckten war in der Folge der Zeit dieses Übel sehr vermindert, ja in den cultivirten Ländern ausgerottet. Zum letztenmale erschien dieser Würgengel in unserm Jahrhunderte in westlichen Europa, und war im Jahr 1721 und 1722 [illegible]

niemals. Von 90000 Menschen in Marseille starben 39134 in Toulon von 22000 mehr als die Hälfte 13160, und zu Arles von 12000 über 2 Drittel 8110. So sehr den Menschenfreund der Gedanke an die Ausrottung dieser schrecklichen Plage entzückt, besonders, wenn er weiß, wie selbst da, wo sie noch einheimisch ist, durch Öhleinreibungen und in Öhl getränkte Hemden der Ansteckung einiger Massen gewehrt werden kann, so betrübend mußte ihm die Nachricht von einer neuen Pest, die aus Westen kommt, dem gelben Fieber seyn. Dieses ist um desto furchtbarer, da seine Natur noch gar nicht erforscht ist. Schon hat es die Wanderung über die See gemacht, und in Cadix und der umliegenden Gegend eine Menge Opfer gefordert, und nur das Zutrauen in die größeren Fortschritte welche die Heilkunde in unsern Tagen gemacht hat, giebt uns die beruhigende Hoffnung, dem aus Westen kommenden Verderben früher Schranken gesetzt zu sehen, als es bey dem, was aus dem Orient kam, gelungen ist. Aber dieses Übel braucht weder aus der einen noch der andern, Gegend nach Europa gebracht zu werden. Die Ausschweifungen der Menschen haben ein Mittel gefunden eine mehr als pestähnliche Sterblichkeit bey sich einheimisch und fortwährend zu machen. Ihr Sitz sind, außer den Sclavenschiffe und Plantagen, die Findelhäuser großer Städte; hier sind die offenen Gräber, von denen eine ungeheure Anzahl Menschen am Morgen ihres Lebens verschlungen werden. Denn wo hat je eine Pest so gewüthet, als nach Campers Berechnung die Sterblichkeit, unter den armen Kindern im Pariser Findelhause? Von 5989 in einem Jahre dahin abgelieferten Kindern, starben im ersten Monath ihrer Geburt 4095; in den übrigen eilf Monaten 673, im zweyten Jahre 187, im

dritten 95, im vierten 31, im fünften 24, so daß also nach fünf Jahren noch 884 blieben. Nach einer neuern Berechnung fand man, daß von 7000 Kindern, die jährlich in dasselbe gebracht werden, nach 10 Jahren 180 lebten, und daß von 40 dahingetragenen Kindern 39 dem Tod geweiht waren. Es würde ungerecht seyn, wenn man diese furchtbare Sterblichkeit, die durch die im Dubliner Findelhause noch übertroffen wird, der Verwaltung dieser Häuser allein zuschreiben wollte. Ach die unglücklichen Kleinen kommen meist schon vergiftet dahin, und haben den Keim eines frühern Todes als einzige Aussteuer von ihren Ältern erhalten. Aber an diese offenen Gräber führen sollte man den Leichtsinnigen, damit er durch das Schauspiel des Hinschmachtens dieser heimath und älternlosen Geschöpfe mit einem geheimen Schauder wahrnehme, wie schrecklich die Natur ihre verletzte Ordnung, ihre zerrissenen heiligen Bande räche. Hier weine er der gesunkenen Menschheit eine Thräne, hier lerne er Gottes Ordnung, Reinheit der Sitten und Familienliebe und tugendhafte Häuslichkeiten als den Grundpfeiler des Glücks der Staaten und der Menschheit ehren.

Die Neger.

Ihren Hauptsitz haben die Neger im Westen von Afrika, jenem Wunderlande, das für den Forscher und Entdecker vielleicht noch mehr unbekanntes enthält, als die ganze übrige Welt, und das wir kaum weiter kennen, als unsere Kanonen reichen. Noch immer sprechen Philo-

sophen von den Negern; sie seyen eine offenbar schlechtere Menschenrace, als die Weissen, und stünden in Absicht des Geistes und Herzens unendlich hinter diesen. Allein sie vergessen den Unterschied, der zwischen Ausartung und ursprünglicher Verdorbenheit ist. Mann kann zugeben die Fühllosigkeit, Schlaffheit, Dummheit, Übelartigkeit der Neger, das es gefährlich seyn würde, sie auf einmal alle frey zu machen, besonders da, wo so manches erlittene Unrecht sie nun unaufhörlich auf Rache sinnen ließe, und doch ihre Culturfähigkeit behaupten. Ihrer dürfen wir wohl etwas ausführlicher Gedenken, da ihr Schicksal kein unwichtiges Stück in Unterhaltungen über den Menschen ist. Nehmen sie ja außerdem einen Strich der Erde ein, der Europa an Größe übertrifft, und ist doch seine Bevölkerung noch immer ungeheuer, obgleich demselben in dritthalbhundert Jahren auf vierzig Millionen gesunder Menschen in der schönsten Blüthe des Alters entzogen worden sind.

Der Neger ist im Mutterleibe nicht schwarz, sondern weiß. Im Körperbau weichen die Neger allerdings in manchen Stücken von andern Racen ab, so daß das Vorgeben, sie seyen minder erhabene Geschöpfe als andere Menschen, womit man die fluchwürdigsten Tyranneyen zu entschuldigen glaubte, einigen Schein haben könnte. Wahr ists, die dicke, schwarze sammetweiche Haut, die plattgedrückte Nase, die hervorstehende Unterkinnlade, der gerade Übergang vom Kopfe zum Halse, die wohlartig gekräuselten Haupthaare, die unendlichen Ohren, die große Nasenhöhle, das ausgedehntere Gaumengewölbe, der besondere Brustmuskel, der beim Europäer nur als Unregelmäßigkeit vorkommt, die schmälern Hüften der stinkende Fäulnißgeruch des Schweißes,

das kleinere Gehirn und die stärkern Nerven sind, nebst noch andern Abweichungen, die der Beobachter wahrnahm, zwar sehr merkwürdig, aber sie sind doch bey weiten nicht so erheblich, daß man deßwegen den Neger den Brudernahmen absprechen dürfte. Denn so lange man nicht beweisen kann, daß er in Absicht seiner Denkfähigkeit unter dem Europäer stehe, das er für keine sittliche Ausbildung empfänglich sey, das Tugend, Edelsinn, erfindrischer Geist ihm ganz fremd seyen; so lange werden wir die Behandlung, die die Neger großen Theils noch immer erfahren, für Barbarey und Unmenschlichkeit erklären, und in ihnen die heiligen Rechte der Menschheit geschändet finden. Denn es sollte nicht schwer werden zu allen, was die Menschheit wahrhaft adelt, einzelne Belege aus der Geschichte der Neger aufzufinden. Ihr Körperbau ist stark, und macht beyde Geschlechter einer großen Anstrengung fähig. Aber die Macht ihres vaterländischen Climas reitzt ihre Sinnlichkeit gewaltig; ein üppiger Boden begünstigt Bequemlichkeit und Übersättigung und bringt eine Trägheit hervor, die der weitern Ausbildung im Wege steht. Groß ist der Unterschied in Absicht auf Schönheit, Bildung und Schwärze der Neger, und mannigfaltig sind die Schattirungen vom glänzenden Schwarz des Senegalnegers, bis zum Braun der Caffern und Hottentotten an der Südspitze Afrikas. Unter die schönsten Neger werden die Jolofneger am rechten Ufer des Senegals gerechnet. Man schreibt ihre Veredlung der Vermischung mit den Arabern zu und findet übrigens an diesen wie an Creolnegern, die in Westindien von Negeraltern abstammenden Menschen, auffallende Vorzüge vor den zum Theil zu Halbmenschen herabgesunkenen Negern im Innern von Afrika.

Überhaupt muß man sich über die offenbare Veredlung der Neger durch ihre Versetzung nach Westindien wundern, und es ist ein erhabener Gedanke, daß auch Menschen, die auf der tiefsten Stufe stehen, bloß durch Versetzung in andern Gegenden an Geist und Körper vervollkommnet werden könnten. Man rühmt unter den Jolofnegern vorzüglich das Frauenzimmer, in Hinsicht auf Bildung und Wuchs. Der Wunsch zu gefallen und die Sorgfalt sich zu putzen, zeigt daß diesen Negerinnen von allen Europäerinnen der Schwesternahmen gebühre. Dieses Negervolk ist nicht ohne eine gewisse Cultur, und treibt Ackerbau, Handlung, Jagd und Fischerey. Es wird von einem Könige regiert, an dessen Hof aber Gleichheit und Freyheit eingeführt ist, so das es nicht das mindeste auf sich hat, wenn der geringste Unterthan seiner Majestät das Glas Branntwein, womit sich Hochdieselbe zu ihren Regentensorgen gerade stärken will, aus der Hand nimmt und ausleert. So sehr diesen Negern bey ihrem Ackerbau der vortreffliche Boden und die Regenzeit, die ihr Winter ist, zu Statten kommt, so äußerst mühsam wird er doch durch die beständigen Feldwachen, wozu die vielen verheerenden Thiere nöthigen. Zur Genügsamkeit und zum frohen Lebensgenuße hat kaum eine Menschenrace mehr Anlage, als der Neger. Er ißt wenig, aber gemeinschaftliche Freudenfeste und frohe Tänze sind ihm Bedürfniß. Wenn er den Tag über wie ein Pferd gearbeitet hat, so tanzt er die Nacht hindurch, und ladet gutmüthig seine Nachbarn dazu ein. Sah doch einst der holländische Officier Stedmann einen Neger, der keine Tänzerinn finden konnte, zwey Stunden höchst vergnügt mit seinem Schatten tanzen. Oder sollte es ihnen an Geistesgaben fehlen? Wahrhaftig, schon ihre

Sprache, in der so viel Sinn und Ennergie liegt, scheint das zu wiederlegen. Schlage mich, nur schimpfe meine Mutter nicht! ist ein kräftiges Wort kindlicher Liebe, das dem Neger sehr gemein ist. Deine Zunge hat keinen Sonntag, ruft er dem Schwätzer zu, und zum Prahler spricht er bedeutend: Hier geht die Sonne auf, dort unter. Wer kann die Stadt der Fulier sehen, oder von ihr lesen, wer mit diesem schönen reinlichen, gutmüthigen und kraftvollen Negervolke näher bekannt werden, ohne von dem Wahn, die Neger seyen eine niedrigere Menschenclasse, zurückzukommen. Wie regelmäßig ist die Stadt dieses betriebsamen Volkes gebaut! Breite gerade Strassen laufen zwischen den reinlichen Häusern von Thon mit Strohdächern, hin, in denen man mehr Hausgeräthe, als in andern Negerhäusern findet. Die herrlichen Baumwollenpflanzungen liegen noch innerhalb der Pallisaden, außerhalb derselben aber die Maispflanzungen, und der große Weideplatz mit einem hohen Wachtthurme, um die Annäherung wilder Thiere und Räuber zu entdecken. Statt der Mauer umgibt das Ganze ein dickes Gehege von stachlichen Gebüschen. Dieser Geist der Ordnung und haushälterischen Thätigkeit macht die Fulier unter allen Negervölkern besonders verehrungswürdig. Sie haben Schulen und Moscheen; denn mehrere Negervölker sind Muhamedaner, einige bekennen sich zur christlichen Religion, wieder andere hängen dem Fetischmus *) an. Sonderbar ist die Bemerkung

*) Der Fetischdienst ist die gröbste Art von Abgötterey, nach welchem alles, was nur vorkommt, zum Gott erhoben wird, Berge, Bäume, Steine, u. s. w.

wie gewisse Vorurtheile und läppische Gewohnheiten gleichsam die Wanderung um die Erde machen, und bey dem verschiedensten Völkern angetroffen werden, ohne das man eine Mittheilung vermuthen könnte. So sollte man kaum glauben, das so wie es schon im alten Griechenland, einen solchen Mummelmann gab, mit dem man unartige Kinder, wie noch bis auf diese Stunde in Deutschland, zu bedrohen pflegte, auch die Neger, besonders die Mandingoer am Senegal einen Mummelmann haben, mit dem sie ihre Weiber Schrecken und in Ordnung halten. Dieser Hausfreund, der Mumbo Jumbo heißt ist ein gräßlich verkleideter Kerl, der ein Getöse macht, wie kein Knecht Rupprecht gemacht haben mag. Unter den Congoern findet man schon viel europäische Cultur, auch sprechen viele französisch. Der Kronprinz lebt ganz auf diesem Fuß und an seiner Tafel speiste Grandpré vortrefflich. An Menschenfleisch ist da nicht zu denken, was die Verläumdung den Congoern Schuld gab, dagegen ließen sie sichs nicht nehmen, das die Europäer die Neger essen, und sahen den rothen Wein, den die Matrosen tranken für Negerblut und ihre Stiefel für echtes Negerleder an. Fanden nicht Reisende zu ihrem Erstaunen bey den Negern wohleingerichtete Eisenschmelzhütten, geschickte Lederarbeiter, treffliche Weber, und trank nicht Mungo Park bey den Negern Bier, das er dem besten englischen an die Seite setzte? Und welche Proben von außerlesenen Geistesgaben gaben nicht schon viele Neger und Negerinnen? Wie erstaunte nicht Brue bey der Favorithe des Negerkönigs Barrah alle Reitze des Körpers, alle Künste einer angenehmen Unterhaltung, sie mochte englisch, französisch oder portugiesisch geführt werden, was sie mit

gleicher Fertigkeit schrieb und sprach, verbunden mit einer Eleganz des Anzugs und den Zimmer, wie die erste, Dame in Europa nicht geschmackvoller haben könnte, anzutreffen. So kam einst durch Gefangenschaft und Verkauf, Jallo ein Fulier, nach England, wo sein verständiges Benehmen, vorzüglich aber sein Gedächtniß und seine Fassungskraft allgemeines Aufsehen erregte. Den ganzen Coran schrieb er dreymal aus dem Gedächtnisse nieder. Eine Taschenuhr und das Model einer Mühle zerlegte er ein einziges Mahl und setzte sie sogleich wieder vollkommen zusammen. Seine Geschichte hat er selbst beschrieben, und er schien große Anlagen zur Dichtkunst zu haben. Überhaupt gilt das letztere von gar vielen Negern. In sechs Monaten lernt ein 8jähriges geraubtes Negermädchen englisch, und bald darauf lateinisch und schon im 12ten Jahre gab es Gedichte heraus, die selbst Dichter mit Vergnügen lasen. Wie gemein Dichten und Singen bey den Negern sey, dieß erfuhr der kühne Mungo Park auf seiner Reise in Afrika. Als er sich einst beim stürmischen Wetter hungernd und verlassen unter einem Baum warf, so führte ihn eine gutmüthige Negerinn in ihre Hütte, pflegte ihm liebreich und sang mit ihrem Baumwolle spinnenden Hausgenossinen einen rührenden Wechselgesang auf den armen Weissen, dem keine Mutter Milch brächte, keine Frau Korn stampfte. Fast keine Wissenschaft ist, die nicht berühmte Neger aufzuweisen hätte, und wenn sie gleich ihre Fortschritte in denselben dem Aufenthalt in fremden Ländern verdanken mußten, so bewiesen sie doch dadurch, daß sie die Anlagen dazu mit den Weissen gemein hatten. Welche große Rolle spielte nicht der Negerhauptmann Parkinson in der freyen Negerrepublick, die

die Engländer auf Jamaika anerkennen mußten? Wer erstaunte nicht in unsern wundervollen Tagen über die Wundererscheinung des Toussaint Louverture auf St. Domingo oder Hayti, von dem ein Augenzeuge sagt, daß er als Mensch, durch seine Achtung vor Unglücklichen, als Gouverneur durch seine Weisheit, als General durch die durchdachtesten Manoeuvers, die Achtung aller gesitteten Völker verdiene, und das die Herzensgüte, die trotz seiner Schwärze und seiner 55 Jahre aus ihm hervorleuchte, ihm alle Herzen gewinne? Vielleicht denken wir jetzt vermöge unserer gewöhnlichen Art, die Grösse nach dem Erfolge zu würdigen, nur darum geringer von ihm, weil er nach Christophs Abfall unterjocht ward? Allein hat er nicht die Möglichkeit eines nach europäischen Ideen regierten Negerstaats bewiesen? Hat wohl das Schicksal seinen Willen über die künftige Veredlung der Schwarzen, je deutlicher kund gethan als durch Toussaint, und würde er nicht allgemein groß heißen, wenn er glücklicher gewesen wäre? Doch nicht nur in Hinsicht auf Verstand, Anlagen und Geschicklichkeit läßt sich zeigen, das eben nicht alle Neger die verworfenen Geschöpfe, die Menschenclasse niedriger Art, die man daraus machen wollte, seyen; auch achtungswürdige Eigenschaften des Herzens, seltene Freundschaft, Dankbarkeit, unbestechliche Redlichkeit, treue Ältern und Geschwisterliebe, Edelmuth und Uneigennützigkeit fand man bey vielen. So beschwuren einst auf einem Sclavenmarkte zwey schwarze Freunde ihren Verkäufer, sie nicht zu trennen, sondern an einen Herrn hinzugeben. Umsonst war ihre Bitte. Still redend nahmen sie von einander thränenvollen Abschied und genau am siebenten Tage hatten beyde ihr Leben geendet, um in einer besseren Welt, an

die

die die Neger fest glauben, sich wieder zu finden. Nicht selten vertheidigte ein treuer Neger mit Gefahr seines Lebens die weiße Familie, die ihm wohlgethan hatte, bey einem wilden Negeraufstande. Ihre Familienliebe ist groß. Da einst ein verschuldeter Neger sich nicht anders zu helfen wußte, als entweder sich oder seine Kinder zu verkaufen, wählte seine Vaterliebe das Erstere. Schon war er in den Händen des Sclavenhändlers, als der Sohn herbey flog, und sich mit einiger Freude den Vater abzuwechseln darboth, was auch der rohe Menschenhändler, der hier nur Jugend und Kraft, nicht Edelmuth sah, ganz gern erlaubte. Aber um die der Menschheit Ehre bringende Scene zu vollenden, verschaffte der würdige dänische Gouverneur auch den edlen Sohne seine Freyheit wieder. Wie heilig dem Neger Gastfreundschaft sey, erfuhr der Arzt Murray auf der für Europäer wahrhaft pestilenzialischen Küste Benin. *) Krank lag er in der Hütte eines Negers, als die Mannschaft eines holländischen Sclavenschiffes landete, und mehrere freye Neger treulos wegnahm. Wüthend kamen nun ihre

*) So gutmüthige Menschen die Beninneger sind, so hat doch der Aberglaube und Despotismus kaum an einem Orte Afrikas den gesunden Verstand mehr zu Grunde gerichtet, als in diesem Königreiche. Sein König wird als göttliches Wesen verehrt. Man glaubt von ihm, er esse und trinke nichts und lebe immerfort, jedoch in einer andern Gestalt. Spricht ein Schwarzer mit ihm, so muß er die Hand vorhalten, um mit seinem Athem den Halbgott nicht zu verunreinigen. Bey seinem Tode und allen Festen werden viele Menschen geopfert.

Angehörigen und forderten den Arzt ihrer Rache Preis zu geben. Aber der edle Neger, bey dem er wohnte, stellte sich ihnen muthig entgegen und rief: „Tödtet die schuldigen Weissen, der Meinige ist ein rechtschaffener Mann. Mein Haus ist seine Festung. Nur erst, wenn ihr mich getödtet habt, könnt ihr ihn umbringen. Denn wer von euch würde mein Haus wieder betretten, wenn ich es mit dem Blute eines Unschuldigen beflecken liesse? „Diese edelmüthige Vorstellung rettete den Kranken. Hat wohl die Geschichte der Menschheit viele Züge aufzuweisen, die dem Edelmuth des heidnischen Negerkönigs Donnel gleichkamen? Ihm sandte der muhametanische Zelota Abdulkader zwey Messer mit der Erklärung: Mit dem Einen werde ich dir selbst das Haupt scheren, wenn du Muhameds Glauben annimmst, mit dem andern will ich dir die Kehle abschneiden, wenn du dich weigerst." Donnels Antwort: „Er wähle keines von beyden," hatte den grausamsten Krieg zur Folge, in welchem Abdulkader in Donnels Hände fiel. Gelassen fragte ihn dieser: „Was würdest du thun, wenn ich an deiner du an meiner Stelle wärest? „Dir den Spieß ins Herz stoßen entgegnete jener. „Ach versetzte Donnel, mein Speer ist roth genug. Kann dein Tod die zerstörten Städte wieder herstellen, die unglücklichen Gebliebenen wieder beleben? Nein: bleibe bey mir, bis deine Nachbarn nichts mehr von deiner Rückkehr zu fürchten haben." Und wirklich gab ihn der edle Donnel nach einiger Zeit den Bitten seiner Unterthanen wieder. Und diese Menschen sollten Wesen schlechterer Art, als die übrigen Menschen seyn? Sie erlaubt man sich vollkommen wie Thiere einzufangen und zu verkaufen und mehr als dritthalb Millionen Neger leben auf der westlichen Halbkugel fern von ihrem Vaterlande, in einer bald mehr bald weniger drückenden

Sclaverey, die bisher alle Jahre Afrika 255000 gesunde Menschen kostete. Die Kriege der Neger unter einander tragen freilich viel dazu bey, und bey allem gerechten Unwillen gegen die Europäer muß man gestehen, das die Negerfürsten ihre Brüder an die Maroccaner schon verkauften, und für ein Pferd 10 bis 12 Sclaven hingaben, ehe die unbesonnene Ausrottung der Indianer die Europäer auf diesen Gedanken brachte, um fremde Arbeiter nach Westindien zu bekommen. Furchtbar ist der Antheil des Branntweins an diesem Handel. Der König von Aguambo auf der Goldküste giebt jährlich 2000 Sclaven für die Bedürfnisse seiner Tafel an Branntwein, und, wie die Branntweinfässer des Königs von Bersali, in dessen Staaten der Titel: Trunkenbold als Adeldiplom gilt, leer sind, so zündet er Dörfer an, und macht auf seine unglücklichen Unterthanen Jagd, um sie zu verkaufen. Aber wer gab ihnen dieses furchtbare Geschenk, und Schießgewehr noch über das? Wer berauschte gefließentlich auch bessere Negerfürsten, um sie in der Trunkenheit zum Raub und Verkauf ihrer Unterthanen zu verführen? Wer gab diesen schändlichen Menschenraub den starken Reitz durch ausländische Waaren? Wer war die Veranlassung, das bloß um Gefangene verkaufen zu können die grausamsten Kriege angefangen werden? Wer anders als die Europäer? Unter tausend Thränen der Trennung, in die sich unmenschliche Schläge und wirbelnde Trommeln mischen, um die Seufzer der unglücklichen Schlachtopfer unhörbar zu machen, schleppt man sie fort in Colonien, wo ihre eignen zuverläßigern Brüder, als: Negerjäger sie bewachen, und auch gegen die Einfälle der Buschneger und Indianer auf der Hut sind. Aber nicht bloß Krieg und Menschenraub erleichtern den Sclavenhändler sein ehrlo-

ses Gewerbe. Hunger der auf verwüstende Kriege folgt, gerichtliche Strafe des Verkaufs, wo oft falsche Beschuldigung und Verführung, durch Europäer, die gemeine Triebfeder ist, und wüthende Spielsucht der Neger selbst tragen dazu bey. Es ist kein Verbrechen, das der Sclavenhändler nicht beginge, um seine Ladung bald voll zu haben. Der Preis ist verschieden, und beträgt in Afrika 9 — 10 Ducaten in Waaren. Die gekauften werden von den Mäcklern, die sie im Lande zusammenkaufen und an den Sclavenhändler liefern, je vier und vier mit gedrehten Lederstricken zusammengebunden, bey Nacht aber gefesselt. Je näher die Unglücklichen aus dem Innern des Landes gegen das Meer kommen, das sie sehr fürchten, um desto mehr nimmt ihre Schwermuth zu, und der Anblick der Weißen macht auf sie einen schrecklichen Eindruck, weil sie den Teufel für weiß halten, und im Wahne stehen, die Weißen essen die Neger. Nun wird das Sclavenschiff beladen. Es liegen in dem scheußlichen gestankvollen Abgrunde des Schiffes oft 600 Sclaven*) zusammengepreßt und eine satanische Ökonomie weiß in die Zwischenräume so viel möglich Menschen einzukeilen. Ach, es ist eine wahre Todtenhöhle voller Pestluft! Man denke sich hier die Seufzer der Unglücklichen, die Wuth der Verzweifelnden, das Röcheln der Sterbenden, die Verwesung der — Gott Lob! — Vollendeten, an die die Überlebenden oft noch geraume Zeit angeschmiedet bleiben;

*) Der Regel nach stirbt von diesen der 5te Mann unterwegs, vom Uiberrest stirbt die Hälfte in den ersten Jahren, und von der andern Hälfte hinterläßt etwa bloß der vierte Theil Kinder.

Menschenhandel an der Sklavenküste.

wird man sich wundern, daß manches Sclavenschiff mehr als die Hälfte verliert? Gewöhnlich weigern sich die Schwarzen in den ersten Tagen Speise zu nehmen. Allein ihre Quälgeister sind dann nicht um Mittel verlegen. Sie holen die Weiber und Kinder herbey, und peitschen sie mit einer furchtbaren Knotenpeitsche, deren jeder Weiße auf den Sclavenschiff eine hat. Es ist rührend, wie die Weiber und Kinder den Gatten und Vater unter den Peitschenhieben bitten, in seinem Vorsatze sich auszuhungern, auszuhalten und den Tod der Sclaverey vorzuziehen; aber noch rührender, wie die Leiden der Seinigen das einzige sind, was ihn bewegt, endlich doch Speise zu nehmen. Wenn aber vollends ein Sturm alle Luftlöcher zu verschließen nöthigt, oder wenn bey einer Windstille die Nahrungsmittel zu fehlen anfangen, und man die armen Neger noch lebend ins Meer wirft, oder durch Gift befördert — doch wir eilen hinweg von diesem gräßlichsten Theil der Menschengeschichte, und folgen dem armen Neger nach an den Ort seiner Bestimmung. Sobald das Schiff sich demselben nähert, so werden die Sclaven besser gehalten, gewaschen, mit Palmöhl gerieben, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern um sie besser zu verkaufen. Einige Sclavenhändler lassen die Käufer aussuchen, andere stellen Auctionen an. Ein Mann in den besten Jahren wird mit 50 Carolinen, ein Weib mit 49, ein Mädchen mit 46, und ein recht geschickter Arbeiter wohl mit 1000 Carolinen bezahlt. Einen Unterschied im Preise macht es, ob der Neger ein K o r m e n t i n d. i. ein Sclave, den sein Negerfürst verkauft, ein P a p a d. i. ein Kriegsgefangener oder ein L u a n g o, ein Missethäter ist. Der Nahme eines neuen Herrn wird sogleich dem Neger eingebrannt, was sehr leicht ist, weil das Brennen die Ne-

gerhaut weiß macht. Nicht viel glücklicher als auf dem Schiffe, ist oft ihr Zustand bey ihrem Herrn. Eine Hetzpeitsche gibt Morgens das Zeichen zur Arbeit. Schläge, die die Haut aufreißen, sind etwas gewöhnliches, und eine elende Kost der Lohn. Oft hört man beim Vorübergehen an Pflanzungen das Brüllen der gezüchtigten Neger. Nachts müssen sie für ihre Herren bethen. Entflohene Neger werden mit Hunden aufgejagt, die gegen diese unglücklichen Menschen völlig die Gesinnungen ihrer Herren angenommen haben. *) Ohren abschneiden und Peitschenhiebe sind die erste, Abschneiden der Kniesehnen und Kettenanlagen die zweyte, Lebensstrafe die dritte Züchtigung. Die letztern achten sie nicht, da sie ein besseres Leben hoffen. Oft läßt man ihnen einen Fuß abnehmen, um die Flucht unmöglich zu machen. In Surinam gibt der weiße Bube des Pflanzers der alten Negerinn Faustschläge, wenn sie beym Hinstellen der Schüssel sein gepudertes Haar ein wenig berührt, und ein Koch erstach sich am Heerde bloß weil er ein Ragout verdorben hatte und der unmenschlichsten Behandlung gewieß war. Eben daselbst legte Einer einen Neger mit einer Kette und stachligem Halsband an einem Hundsstall und zwang ihn zu bellen, so oft jemand in den Hof trat. Bemerkenswerth ist es, daß die weißen Frauen im Durchschnitt noch weit härter gegen die Neger sind, als die Männer. **) Augenzeugen sahen sie selbst die zerflei-

*) Gerade so wie bey uns die Hunde gegen die armen Zigeuner.

**) Von ihnen gilt nicht das Schillersche Lob der Frauen: „Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen wallet der bebende Busen, es strahlen Perlend die Augen vom himmlischen Thau.

schende Peitsche führen, Siegellack auf den Rücken träufeln, Nasenläppchen aufschlitzen, Daumenschrauben anlegen. Eine Madame S. in Surinam — warum bezeichnete man aus unzeitiger Schonung nicht deutlicher ihren Nahmen um sie der Verachtung der ganzen gesitteten Welt zu weihen? — fuhr zu Wasser mit einer Negerinn, die ihren Säugling an der Brust hatte, nach ihrer Plantage. Das Kind schrie — ich will es ruhig machen, sagt die weiße Bestie ganz unbefangen, und hält es bey den Füßen ins Wasser bis es ertrinkt. Die verzweifelnde Mutter will sich das Leben nehmen und stürzt sich in die Wellen. Sie wird aufgefischt, und grausam gepeitscht. War es nun aber ein Wunder, wenn eine solche Behandlung viele Colonienneger zu Maronnegern, das heißt zu Rebellen machte, und Kriege veranlaßte, in denen von beiden Seiten unerhörte Grausamkeiten verübt werden? Und wie viel Blut floß nicht in Jamaica, wie viel in St. Domingo, wenn endlich die Geduld erschöpft war, und ein unternehmender Kopf die Neger sammelte, um Rache an den Weißen zu nehmen? In unsern Tagen schien diesen unglücklichen Menschen die Morgenröthe eines bessern Zustandes aufzugehen. Laut erhob sich nicht nur für sie die Stimme eines edlen Wilberforce u. a. sondern es wurden hie und da ihre Lage thätig verbessert. Die Quäcker schenkten ihren schwarzen Sclaven die Freyheit. In einer der herrlichsten Gegenden Afrikas auf Sierra Leona, ward eine Freystaat für freye Neger errichtet. Die Engländer schafften endlich den Negerhandel ab, und vermochten dazu auch die übrigen europäischen Staaten auf dem Wiener Congreß.

Wir haben bisher unsere Brüder, die armen Neger, in Schutz genommen, ohne ihrer Grausamkeit und Wildheit, ihrer Mordlust und Dieberey zu erwähnen. Aber diese werden ihnen doch den Brudernahmen nicht nehmen? Hat die Geschichte der edlern Weißen nicht auch Züge genug davon aufzuweisen, aus denen demüthigend genug ihre nahe Verwandschaft mit uns erhellet. Wahr ists, die Eitelkeit der Neger ist gränzenlos. Eine Grenadiermütze, oder das Recht Schuhe zu tragen, erregte blutige Fehden, und als ein Negerfürst eine große Perücke sah, so konnte man sein ungestümes Verlangen darnach nicht anders befriedigen, als daß ein Matrose eine Hanfperücke verfertigte, in der nun das Volk, seinen übrigens nakten König mit ausschweifender Freude anstaunte. An Wahnsinn gränzt der Stolz einiger Negerfürsten. Der mit Goldstaub bestreute König der Assianten versicherte den dänischen Gesandten: Gott sey nur ein wenig größer, als er, und das Anschauen seines königlichen Antlitzes habe ihn trunken gemacht. Gegen ihre Kriegsgefangenen beweisen die Neger eine Grausamkeit in Morden und Verstümmeln, die allen Glauben übersteigt, und selbst das weibliche Geschlecht zeigt eine Fühllosigkeit, eine Nichtachtung des Menschenlebens, wodurch die kriegerischen schwarzen Weiberheere in Monomotapa noch furchtbarer als die Männer werden. Kaltblütig schlachten die Neger bey jeder Veranlassung Menschen, rechnen ihre Größe nach Ermordungen, und halten frisch aufgethürmte Leichnahme für die schönsten Tropheen beym Anfange eines Festes. Morris fand das Schlafzimmer des Königs Dahomey mit den Schädeln feindlicher Großen gepflastert. Je froher und größer ein Fest bey den sonst gutmüthigen Beninern ist, um desto

mehr wird es mit Menschenblut befleckt, und die Beerdigung eines Königs von Benin kann 2000 — 3000 Weibern und Sclaven das Leben kosten. Sehr gewöhnlich ist bey den Negern der Selbstmord; ganze Gesellschaften wählen ihn kaltblütig, und nicht selten ersticken sie sich mit ihrer Zunge, hungern sich aus, essen Erde. Wir läugnen nicht, diese entsetzliche Schattenseite des Gemäldes, das wir oben von den Negern entworfen haben. Aber wenn der fühllose Sclavenhändler das Kind von der Mutterbrust reißt, und wegwirft; wenn der fluchwürdige Wucherer in Bengalen seinen Reiß verschließt, so daß in wenigen Wochen 30000 Indier Hungers sterben, oder in unsern Gegenden mit steinerner Gefühllosigkeit eine künstliche Theurung erzwingt, um den letzten bethränten Heller des Armen an sich zu reißen, wenn in cultivirten Städten Weiber mit cannibalischer Freude um zuckende Leichnahme tanzen, und ein gebildetes Volk im dumpfen Schrecken seine Edelsten mit dem spöttischen Ausdrucke: man schlage Münze, hinwürgen läßt; wenn unter den gepriesenen Weißen Krieg und Friede von einem Handschuh von einigen Tropfen Wasser oder dem gekränkten Stolze eines Einzigen abhängen kann; *)

*) Die stolze Herzoginn von Marlborough läßt die englische Königinn Anna ihre Eifersucht über die Gunst, in der Lady Masham stand, dadurch fühlen, daß sie der Königinn ein Paar Handschuhe verweigert, und der Lady das Kleid mit Wasser begießt. Durch diese Neckerey verliert Marlborough seinen Einfluß und der Friede kommt zu Stande. — Der König fängt an zu kritteln; (man muß ihm zu thun geben, sagte der französische Minister Louvois, als Ludwig XIV. an einem Baue etwas tadelte —) und der Krieg ward beschlossen.

wie wollten wir es wagen, die unglücklichen Neger um ihres Stolzes, ihrer Eitelkeit, ihrer Grausamkeit willen, ihres herben Schicksales für würdig zu erklären, und deßwegen die Unmenschlichkeiten der Sclavenhändler und Pflanzer mit verminderten Abscheu zu betrachten?

Merkwürdiger Aufenthalt des J. Barrow auf seiner Reise in Südafrika bey einer Anstalt von Herrenhuthern, welche mit 600 Hottentotten, (die sie alle zur christlichen Religion bekehrt,) eine Kirche erbaut, und in gröster Eintracht zusammenleben:

„Wir reisten (so spricht Barrow in seiner Reise in Südafrika) in dem Thale, durch das sich der Fluß ohne Ende hindurch schlängelt, hinauf, und machten spät an einem Orte Halt, wo es eine kleine Anstalt von mährischen Missionären oder Herrenhuthern giebt. Diesen Namen haben sie von einen Orte in Chursachsen, wo man ihnen nach ihrer Vertreibung aus Mähren eine Freystätte anboth. Diese Leute hatten sich verschiedene Jahre lang in der Kolonie, und zwar bloß in der Absicht aufgehalten, um die Hottentotten in der christlichen Religion zu unterrichten; allein sie hatten in Ansehung des Zwecks ihrer Mission wenig Aufmunterung von der holländischen Regierung erhalten. Doch hatte neulich die Anzahl ihrer Neubekehrten so zugenommen, das sie es für nöthig gehalten hatten, nach Europa um mehrere Lehrer des Evangeliums zu schreiben.

Früh Morgens wurde ich durch den Gesang einiger der schönsten Stimmen, die ich noch jemals gehört habe, aufgeweckt, und als ich zum Fenster hinaus sah, erblickte ich eine Gruppe Hottentottinnen, die auf der Erde saßen. Es war Sonntag, und sie hatten sich versammelt, um ihr Morgenlied zu singen. Sie waren alle nett in bunte kattune lange Kleider gekleidet. Ein solcher Anblick, der sich so sehr von dem Unterschied, was wir bishero unter dieser unglücklichen Menschenclasse in Rücksicht ihrer Kleidung bemerkt hatten, konnte nicht anders als angenehm für uns seyn; zugleich erregte er auch über die Beschaffenheit dieser Einrichtung unsere Neugierde, die guten Väter, deren Anzahl sich auf drey belief, beantworteten sehr gern jede Frage, die wir an sie thaten. Sie waren Leute von mittern Jahren, einfach und anständig in ihrer Kleidung, reinlich in Ansehung ihrer Person, sittsam, freundlich und demüthig in ihrem Betragen; aber verständig und lebhaft in ihrer Unterhaltung, eifrig in Absicht ihrer Sendung; allein frey von Bigotterin oder Schwärmerey. Alles um den Platz herum verrieth eben diese Nettigkeit und Einfachheit, die so stark in dem Äußern ihres Charakters in die Augen fielen. Die Kirche, die sie erbauet hatten, war ein einfaches niedliches Gebäude; ihre Getreidemühlen übertraffen jede andere in der Kolonie; in ihren Gärten herrschte die größte Ordnung, und sie brachten im Überfluß die Pflanzengewächse hervor, die sie zu ihrem Unterhalte brauchten. Fast alles, was angelegt worden war, war ein Werk ihrer Hände. Den Vorschriften der Gesellschaft gemäß, von der sie Mitglieder waren, hatte jeder ein nützliches Handwerk gelernt. Der eine besaß in jeder Art von Schmiedearbeiten eine große

Geschicklichkeit, der andere war ein Schuhmacher, und der dritte ein Schneider.

Die Missionärs waren so glücklich gewesen, über sechshundert Hottentotten in eine Gesellschaft zu vereinigen, und ihre Anzahl nahm noch täglich zu. Diese lebten in kleinen Hütten, die im Thale zerstreuet standen; bey jeder war ein Stück Land, um Pflanzengewächse anzubauen. Diejenigen, die sich am ersten mit der Gesellschaft vereinigt hatten, nahmen die schönsten Plätze im obern Theile des Thales in der Nähe der Kirche ein, und ihre Gärten waren sehr niedlich und bequem eingerichtet. Viele Arme in England haben es nicht so gut und wenige besser. Diese Hottentotten, von denen jeder ein Gewerbe lernte, wurden für ihre Arbeiten bezahlt, sobald sie etwas verdienen konnten; einige vermietheten sich auf eine Woche, auf ein Monath oder auf ein Jahr an die benachbarten Landleute, andere machten Matten oder Besen zum Verkaufe; einige zogen junges Geflügel auf, andere fanden Mittel, sich von ihrem Rindvieh, ihren Schafen und Pferden zu ernähren. Viele von den Weibern und Kindern der Soldaten, die zum Hottentottencorps gehören halten sich in Bavianskloof auf, wo sie sich wahrscheinlich weit lichter an Arbeit gewöhnen, als wenn sie im Lager zurückgeblieben wären.

Sonntags wohnen alle regelmäßig dem Gottesdienste bey, und es ist zum Erstaunen, wie sehr sie sich bemühen, nett und reinlich in der Kirche zu erscheinen. Von den dreyhundert oder ungefähr so vielen, woraus die Versammlung bestand, war etwa die Hälfte in groben buntten Cattun, die andere Hälfte aber in alte

Schaffellkleider gekleidet, und beym Nachfragen erfuhr ich, daß jene diejenigen waren, die sich zuerst in den Schooß der Kirche begeben hatten; ein Beweis, daß wenigstens ihre Umstände bey ihrer veränderten Lebensweise nichts gelitten hatten. Zureden und Beyspiele hatten sie überzeugt, das Versöhnliche Reinlichkeit; nicht allein gar sehr die Annehmlichkeiten des Lebens vermehre, sondern daß sie auch eines der wirksamsten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit sey, und daß das wenige Geld, das sie sparen müßten, weit besser angewandt werde, wenn sie dafür anständige Kleidungsstücke zur Bedeckung ihres Körpers kauften, als wenn sie es für hitzige Getränk und Taback ausgeben, die nicht allein zum Leben nicht nothwendig wären, sondern die man mit Recht unter die verderblichsten Übel rechnen könnte.

Das Betragen der Hottentottischen Versammlung während des Gottesdienstes war wahrhaft erbaulich. Die Predigt, die einer von den Vätern hielt, war kurz, aber voll gesunden Verstandes, rührend und der Gelegenheit gut angemessen; aus den Augen derjenigen, an die sie besonders gerichtet war, flossen Thränen in Menge. Die Weiber sangen in einem Tone, der klagend und affektvoll war, und ihre Stimmen waren im ganzen lieblich und harmonisch. Nicht mehr als fünfzig waren unter die Mitglieder der christlichen Gemeinde vermittelst der Taufe aufgenommen worden. An den Vätern bemerkte man nicht jenen ungestümen Eifer, der die meisten andern Missionärs auszeichnet. Um das Verzeichniß der neubekehrten Christen zu vermehren, war es ihnen mehr darum zu thun, solchen, die etwas lernen wollten, ihre Handthierungen und Gewerbe zu lehren. Indem sie den Plan des menschenfreundlichen und

sinnreichen Grafen Rumford annahmen, schien ihre vornehmste Absicht dahin zu gehen, die Menschen erst glücklich zu machen, damit sie nachher tugendhaft würden; dieß verräth sicherlich weit mehr gesunde Philosophie als die Umkehrung dieses Satzes.

Man sollte glauben, daß solche Leute, die als Missionärs wahre Hochachtung verdienen, und deren Betragen untadelhaft ist, in jedem Lande gut aufgenommen und aufgemuntert werden würden; allein die Brutalität und die Verderbtheit der Landleute in dieser Kolonie ist so groß, daß eine Parthey von ungefähr dreyßig Mann ein Complott gemacht hatte, die drey Lehrer zu morden, und alle jungen Hottentotten die man an diesen Orte finden würde, aufzufangen, und in ihre Dienste zu nöthigen. Diese abscheulichen Bösewichter hatten sich wirklich schon den Sonnabend Abends in einem benachbarten Hause versammelt, um den folgenden Tag mitten unter den Gottesdienste ihre Mordanschläge auszuführen. Es war ein Glück für die Missionärs, daß sie von dem, was vorgehen sollte, von einem Hottentotten unterrichtet wurden, der aus dem Dienste, in dem er bey einem dieser Meuchelmörder stand, entlief. Sie hatten sogleich ihre Besorgnisse Sir James Craig mitgetheilt, der daher in einem Briefe an den Aufseher des Postens von Zonte Melk Valley den Befehl erließ, das kein Einwohner unter irgend einem Vorwande den Herrenhuthern etwas zu leide thun sollte, bey Strafe, in die höchste Ungnade der Regierung zu fallen. Der Brief traf an eben demselben Tage ein, wo sie sich versammelt hatten, und als ihn die Poltrons vorlesen hörten, schlich sich jeder fort nach Hause, und die Missionärs, waren seit der Zeit in ihren Verrichtungen un-

gestört geblieben. Die Ursache von dem Hasse der umliegenden Pächter gegen diese Leute rührte daher, daß sie den Hottentotten den Gebrauch ihrer Freiheit, und den Werth ihrer Arbeit, worüber man sie lange Zeit in Unwissenheit gelassen, kennen gelernt hatten.

Umständlicher Bericht von der, durch den ersten Versuch des Herrn Montgolfier im Jahre 1783 zu Paris, erwiesenen Möglichkeit einer Luftschiffart.

Den 21. November 1783, war der merkwürdige Tag, an welchem die Möglichkeit der Luftschiffahrt erwiesen, und von zwey kühnen Männern im Angesicht von ganz Paris zuerst versucht ward. An diesem Tage ließ Herr von Montgolfier seinen Luftballen im Garten des ohngefähr eine Viertelstunde weit von dasiger Stadt, gelegenen königl. Lustschlosses La Muette, sich selbst überlassen in die Luft steigen, nachdem der Chevalier d'Arlandes, Major des Regiments Bourbonnois, nebst dem Herrn Pilatre de Koster, auf der äußern Gallerie Platz genommen hatten. Die Maschine war 70 Fuß hoch, und 46 Fuß im Durchmesser, mithin 138 Fuß, oder 70 Schritte im Umkreise, und das Gewicht ihrer ganzen Schwere, die beyden Personen, und das Stroh zur Unterhaltung des Feuers mitgerechnet, betrug 16 bis 17 Zentner. Nächst einer ausgesuchten Gesellschaft von Standespersonen und Gelehrten welche als Zeugen dieses großen Unternehmens ausdrücklich dazu gebethen waren, befand sich auch eine unglaubliche Menge Menschen in

der Gegend versammelt. Als die Maschine ohngefähr 250 Fuß hoch in die Luft gestiegen war, nahmen die beyden Luftschiffer, der Major d'Arlandes, und Rosier ihre Hüthe ab, und grüßten die Zuschauer, die, in stilles Erstaunen, und in ängstliche Erwartung versunken, wieder die gewöhnliche Lebhaftigkeit der Nation, ihnen nicht nachjauchzten. Nun stiegen sie immer höher bis zu 500 Klaftern oder 3000 Fuß, da denn die Maschine nicht größer, als ein gewöhnlicher Kronleuchter aussahe. Vermittelst des Westwindes, nahm sie ihren Weg von Westen nach Osten, gieng in dieser Richtung über die Seine weg, und kam unterhalb der Barriere de la Conference, zwischen der Militärschule, und dem Hotel der Invaliden, wieder zum Vorschein, wo sie von der ganzen Stadt gesehen werden konnte. Hier wollten die Luftschiffer sich herunterlassen, und in Paris ansprechen, da sie aber befürchtet, daß sie der Wind auf die Häuser der Vorstadt St. Germain hintreiben könnte, so entschlossen sie sich ihre Luftreise noch weiter fortzusetzen, sie segelten also über Paris weg, ließen sich jenseits der Vorstadt Montmartre, zwischen dem Zuchthause Biceter und den kleinen Chantilly bey zweyen Windmühlen auf freyem Felde nach eigner Willkühr und ohne anstoß nieder, ob sie gleich noch zwanzig Bund Stroh vorräthig hatten, folglich noch ungleich weiter hätten reisen können. Indessen dünkte es ihnen für den ersten Versuch in allem Betracht vollkommen genug. Der Weg, den sie zurückgelegt, beträgt eine starke französische Lieue, oder eine halbe deutsche Meile und die Fahrt hatte nicht länger als zwanzig Minuten gedauert. Diese Nachricht ist authentisch, aus dem de la Muette deshalb aufgenommenen Protokol genommen, welches der Herzog von Polignoc, der

Herzog

Herzog von Guines, Graf von Vaudreuil, Dr. Fränklin und noch viele andere vornehme Personen unterschrieben haben. War es Neuheit der Erfindung oder das Gemisch von Furcht und Besorgniß bey dieser ersten Fahrt, genug, Herr Kosier sagte, es sey ihm nicht möglich gewesen, über die Beschaffenheit der Luftregion, in welcher er sich, 3000 Fuß hoch über der Erdfläche befunden, einige Bemerkungen anzustellen. Der Herzog von Chartres wollte, zur Verewigung dieses Tages, an welchen es den Sterblichen zuerst geglückt ist, durch die Luft zu schiffen, und zum Andenken der kühnen Männer, welche dieses Abentheuer zu erst gewagt haben, an dem Orte, wo sie von ihrer Fahrt auf die Erde zurück kamen, eine Pyramide von Marmor aufrichten lassen, die den Namen des Erfinders, und der beyden ersten Luftschiffer, nebst dem Jahr, und Monatstage, an welchem der Versuch gemacht worden ist, auf die Nachwelt bringen sollte. Die genannte Maschine war aus gummirter blau gemahlter, und mit goldenen Zierrathen versehener Leinwand verfertiget, und wurde durch ein kleines helles Flammenfeuer, ohne Rauch, so mit dürren Stroh, und klein gepakter Wolle in einer, unter der Maschine hangenden eisernen Pfanne unterhalten wurde, in die Höhe getrieben.

Am 1ten Dezember aber, bewiesen Herr Charles, und die Gebrüder Robert, durch einen neuen Versuch, die Luftschiffahrt von einer andern Art, welche noch merkwürdiger, als die mit der Montgolfierschen Maschine ausfiel. Herr Charles, und Montgolfier lebten dieser Entdeckung wegen gewissermassen in Feindschaft; der erstere machte sie dem letztern streitig, ohngeachtet dieser im Grunde wirklich der Erfinder davon war, und Herr Charles nur allein die Bereitung der brenn-

baren Luft, und ihre Erhaltung in der Maschine verbes-
sert hatte. Hrn. Charles Luftschiff war von rothem
und gelben gummirten Taffet zusammengesetzt, welches
in Form eines großen Balles ausgespannt, und mit
brennbarer aus Eisenfeile und Vitriolöhl zubereiteter Luft
angefüllt war. Über die Oberhälfte dieses Balles, war
ein Netz ausgespannt, oben im Mittelpunkte an den
Ball selbst fest, mit dem untern Ende hingegen an eine
runde Wulst befestiget, die quer um den Luftball herum
gelegt war. Diesen umschlungen 26 Enden starker Bind-
faden, und an diesen hieng 26 Fuß unter dem Ball ein
kleiner aus Weiden geflochtener, innerhalb mit Kork ge-
fütterter Kahn, den man sehr zierlich, wie einen thea-
tralischen Wolkenwagen ausgeschmückt und blau mit gol-
denen Zierrathen bemahlt hatte, so zum Sitz für die bey-
den neuen Luftschiffer dienen sollte. Um die Kugel wider
das Zerplatzen zu sichern, gieng von der Kugel bis in
die Gondel eine lederne Röhre, oder Schlauch, welchen
die Luftfahrenden in der Hand hielten, und denselben
durch einen Druck öffnen, und verschließen konnten, um
der Entzündbaren Luft nach Belieben einen Ausgang
zu verschaffen, damit ihre, in der obern Luftregion zu-
nehmende Elasticität, die Kugel nicht zerreissen möchte.
Die Kosten und Auszierungen dieser ganzen Maschine,
die Verfertigung der brennbaren Luft aus Eisenfäule,
und Vitriolöhl, mit welcher der Ballon auf einer gro-
ßen Ladungsmaschine gefüllt wurde, und die übrigen Vor-
kehrungen, hatten die Herren Charles und Robert
dem Vernehmen nach, gegen 300 Thaler gekostet. Theils
damit diese erstattet, und um für ihren Fleiß eine ver-
hältnißmäßige Belohnung zu erhalten hatte der König
erlaubt, daß der Versuch im Schloßgarten zu Paris an-
gestellt, und der Eingang zu demselben zum Besten der

Unternehmer mit einem Thaler, nähmlich 20 Groschen deutschen Geldes bezahlt würde. Ein Theil des Publikums, der da glaubte, das durch diese Unternehmung, Herr von Montgolfiers Ehre geschmälert würde, erregten allerhand Zweifel, wo nicht gegen die Möglichkeit, wenigstens doch gegen die Sicherheit der neuen Methode, und der Zufall schien diese Vermuthung zu bestättigen. Herr Charles hatte nämlich versprochen, den Versuch am 29ten November anzustellen: allein an diesem Tage war er noch nicht mit Anfüllung des Balles zu Stande gekommen, und über dieß war die Nacht zuvor, einer seiner Gehülfen, einer mit brennbarer Luft angefüllten Tonne, mit einer Lampe zu nahe gekommen, die Luft hatte Feuer gefangen, das Faß auseinander gesprengt, und den Unvorsichtigen beschädigt. Dieß, und daß am 29ten November ein überaus schöner Tag gewesen war, den man in dieser späten Jahreszeit beym Aufschieben des Versuches nicht wieder zu bekommen fürchtete, hatte die Interessenten ein wenig in Gährung gebracht. Doch die Neugier siegte über alle andere Empfindungen, und so geschahe es, daß die Herrn Charles und Robert, an dem Tage, da der Versuch vor sich gehen sollte, wirklich zehntausend Billets zu 20 Groschen das Stück, verkauft hatten. Schon um 11 Uhr Vormittags, waren in dem Königlichen Schloß-Garten zu Paris alle Plätze besetzt, der große Luftball, der zum Hauptversuch dienen sollte, ingleichen ein kleinerer von grünen Taffet, denn man zur Probe voranschicken wollte, waren beyde mit Luft angefüllt, zum aufsteigen bereit, und jedermann wartete mit Ungeduld auf den Augenblick da die Stricke losgeschnitten werden würden, als um 12 Uhr, statt der Königinn, die unpäßlich, und bettlägerig geworden war,

ein Kourier aus Versailles mit dem Befehl ankam: „Die beyden Herrn Charles und Robert, sollten das Luftschiff nicht besteigen, sondern es allein fliegen lassen. Der König kenne, und schätzte ihre Kenntnisse, und könne es nicht zugeben, daß sie ihr Leben ohne Noth aufs Spiel setzten.“ Indessen benahm sich Herr Charles bey dieser Sache sehr gut. Ich erkenne, sagte er zum Herzoge von Chartres, dem einzigen Prinzen von Geblüte der zugegen war, die gnädige Vorsorge des Königs mit Dank, allein Sie begreifen wohl, was nun aus meiner Reputation als Gelehrter werden würde. Ich wäre meiner Sache nicht gewiß gewesen, würde es heißen, ich hätte das Publikum ums Geld bringen wollen, und um dieses zu beschönigen, jene Ordre erschlichen — also darf ich nicht wählen, entweder dem Befehl des Königs ungehorsam werden, mein Wort halten, und durch die Luft schiffen, oder — mich vor dem Kopf zu schiessen. Eine so rasche, und überzeugende Erklärung that volle Würkung; der Herzog von Chartres versprach Hrn. Charles beym Könige alle Verantwortung auf sich zu nehmen, und nun schritt man zum Versuche selbst. Herr Charles hatte Hrn. Montgolfier dazu eingeladen, und dieser, nebst dem anwesenden Prinzen, dem damals durch Paris reisenden Bruder des Königs von England, Herzog von Cumberland, und eine Menge anderer vornehmen Personen, befanden sich auf dem Gerüste, auf welchem die Maschine befestigt war. Herr Charles trat vor, umarmte, zum Zeichen, daß Wissenschaft und Künste, Eifersucht und Neid niedrigen Handwerkern überlassen müssen, Herrn Montgolfier vor den Augen der ganzen Versammlung; überreichte ihm hierauf ein Messer, und bat ihn, dem als Erfinder die Ehre zukam, die

Stricke des kleinen Probeballs zu durchschneiden. Kaum war dieß geschehen, so hatte man auch diesen Ball aus den Augen verloren, und erfuhr nachher, daß er ungefähr 2 französische Meilen weit von Paris, zu Vincennes niedergefallen wäre. Nun setzte sich Herr Charles, nebst dem jüngern Herrn Robert, unter Abfeurung von drey Signalschüssen in die Gondel des grossen Luftballes, dessen Stricke von den Prinzen, und den übrigen vornehmsten Personen losgeschnitten worden, und nun ging die Reise Fort, welches 40 Minuten nach 1 Mittags geschahe. Die Luftschiffer hatten einen Barometer bey sich, um nach dem Fallen, und Steigen des Queckſilbers, die Höhe zu bestimmen, in welcher sie sich über der Erdfläche befänden; einen Thermometer, um die Temperatur der verschiedenen Luftschichten zu erforschen, ein Sprachrohr, um aus grosser Höhe oder Ferne, nöthigenfals Nachricht zu geben, oder etwas zu bestellen, denn da dieser Versuch so allgemein bekannt gemacht worden war, so konnten sie darauf rechnen zehn und mehr Meilen in die Runde um Paris, auf der Seite, wo der Wind hinstand, auf allen Landgütern, und Dörfern die Gutsbesitzer, Pfarrer, Schöppen, und Gerichte auf dem Felde zu finden, um den Luftwagen kommen zu sehen. Die Reisenden grüßten die Versammlung, und schwebten, ihrer Sache so sicher, als wären sie in ihrem Zimmer, über den Köpfen der Versammlung weg. Zur Befriedigung derjenigen Zuschauer in den Thuilerien, die ihre Plätze mit einem Thaler bezahlt, hatten die Reisenden auch kleine Fahnen von verschiedenen Farben mitgenommen, und ließen solche, der genommenen Abrede nach, von einer gewissen Höhe herunter fallen. Zum Zeichen daß sie nun so, und so

hoch wären, welches sonst die ungeübten Zuschauer nach dem bloßen Augenmaße nicht füglich hätten schätzen können. Und endlich, weil die beyden Reisenden die ganze vorhergehende Nacht, ja fast bis an den Augenblick des Versuches selbst, mit Zurüstungen nämlich mit Anfüllung des Luftballes in den Thuillerien beschäftigt gewesen, folglich beynahe noch nüchtern waren, als sie den Weg antratten; so hatte man ihnen allerhand Lebensmittel, und guten spanischen Wein mitgegeben, diesen liessen sie sich, als sie eine Stunde unterwegs gewesen, und mit der Art zu reisen bekannter geworden waren, trefflich schmecken. Sie behaupteten, daß das eigenthümlich Sanfte der Bewegung, und die überaus reine heitere Luft, welche sie hoch über der Erde einathmeten, ihnen eine ungemein angenehme Empfindung verursacht, und daß ihnen auf Erden keine Mahlzeit so gut geschmeckt habe, als die, welche sie dort oben einnahmen.

Theils um Erkundigung wegen der Gegend, in welcher sie sich befanden einzuziehen, theils, um denen erstaunenden Landleuten zu zeigen, daß in dem Luftwagen wirklich lebendige Menschen vorhanden wären, die sich nach Belieben auf und nieder lassen könnten, senkten sich unsere Reisenden so weit an zween Orten nieder, daß sie mit Hülfe des Sprachrohrs den Bauern zurufen konnten. Die Maschine ward in einer Höhe von zweyhundert Klaftern (zwölfhundert Fuß) von Westwinde sanft nach Argenteuil hingeführt, von da ging sie bald in einen größern, dann wieder in einem geringern Abstand von der Erde, Südostwärts nach den Ufern der Loire hin, und endlich ließen sich die beyden Reisenden neun französische Meilen (oder fünfthalb deutsche Meilen) weit von Paris, auf einer Wiese bey Nesle ohnfern der In-

sel Adam nieder. Es war dreyviertel auf vier Uhr als sie hier ankamen, folglich hatten sie den Weg in zwey Stunden fünf Minuten, zurückgelegt. Der Herzog von Chartres, und der Herzog Fitz-James, waren dem Fluge der Maschine mit Kourierpferden unabläßlich gefolgt, und langten einige Zeit nachher an dem Orte, wo die Reisenden sich niedergelassen hatten, an. Sie fanden sie, eben beschäftigt, in Gegenwart der Pfarrer, und anderer glaubwürdiger Personen, die aus der dortigen Gegend zusammenberufen waren, ein Protokoll über diesem Versuch, und über die Beschaffenheit der Maschine beym Herunterkommen aufzunehmen. Jedoch hier fand sich, daß der Luftball unterhalb bey der Röhre, durch welche die brennbare Luft hineingelassen war, einen Riß bekommen hatte, aber auch auf diesen Fall waren die Reisenden nicht unvorbereitet, sie hatten grosse Stücke Taffet mit aufgelösten elastischen Harz bey sich, und nähten gleich eines davon über den Riß, da denn dem Schaden abgeholfen ward, und Herr Charles setzte um dreyviertel auf 5 Uhr, seine Reise fort, nach dem Herr Robert aus dem Luftwagen ausgestiegen war. Er gieng, weil der Wagen durch das Aussteigen des Herrn Robert um 155 Pfund leichter geworden war, weit schneller in die Höhe, als vorher. In zehn Minuten, stieg er 1524 Klafter oder 9144 Fuß. Das Thermometer war 7 1/2 Grad über 0, als er auf der Erde war. Oben in der Luft in vorgedachter Höhe stand er fünf Grad unter 0, so daß er in zehn Minuten aus dem Frühling im Winter reisete. So schleunig diese Veränderung von wärme und Kälte war, so empfand er doch bloß eine trockne Kälte. Die herannahende Nacht, die Kälte, und besonders das dem Herrn Herzoge

von Chartres gemachte Versprechen, bewogen ihn in Zeit von 35 Minuten wieder auf die Erde zu kommen. In der Luft hatte er in dieser Zeit über, drey französische Meilen gemacht, auf Erde war aber die Distanz nur anderthalb Meilen. Diese Maschine trug ohngefähr eine Last von sechs Centnern, den Kahn, oder die Gondel, die Materialien zur brennbaren Luft und die beiden Reisenden zusammen genommen, und ist bey einem Südostwind unversehrt geblieben, jedoch der kleine grüne Probbeball ward beym Niederfallen an seinen beyden Polen wie verbrannt befunden, welches ohne Zweifel von der Wirkung der Säure, die in der innerhalb eingeschlossenen brennbaren Luft befindlich ist, herrühren mochte. Die Höhe zu welcher sich Herr Robert, und Charles erhoben, beträgt 1700 Toisen, welches die Höhe des Ätna, oder St. Gotthards ausmacht.

Merkwürdiger Bericht über die Versuche mit den unverbrennbaren Spanier, der, von Pariser Nationalinstitut dazu beauftragten, Herrn Pinel und Huzard.

Die ersten Nachrichten, die sich durch die Zeitungen über diesen Spanier, der zu Toledo geboren ist, verbreiteten, waren weit Fabelhafter, als sich nunmehr durch die Berichterstatter des Pariser Nationalinstituts, Pinel und Huzard, ausgewiesen hat. Diese erhielten zu Anfang des Julius 1803 den Auftrag, den Versuchen, die man mit dem Spanier anstellen wollte beyzu-

wohnen und legten alsdann den 11ten Julius folgenden Bericht ab.

Dieser Spanier, der etwa 23 Jahr alt ist, verräth in seinem Äußern nichts besonders außer das seine Pupille ungewöhnlich erweitert erscheint und daß er die Narbe von einem Stiche zwischen der dritten und vierten Rippe an sich trägt, die aber seiner Gesundheit nicht nachtheilig zu seyn scheint. Seine Fußsohle sah schwarz aus; dieß rührte von einem Versuche mit heißem Öhle her. Seine Zunge war mit einem weißen Schleime bedeckt, wie bey einem schwachen Magen zu seyn pflegt. Als man die Versuche mit ihm anstellte, so schlug der Puls anfänglich achtzig Mahl in einer Minute. Man erhitzte hierauf 1 Pfund Öhl bis zum 85° Reaumur. Er tauchte seine Fußsohlen hinein oder vielmehr er berührte bloß die Oberfläche des Öhls, und bewegte den Fuß hin und her, ohne sich im geringsten die Haut zu verbrennen, oder irgend ein Zeichen von Schmerzen zu äußern. Auf eben diese Art tauchte er schnell seine Hand ins kochende Öhl, und rieb sich mit diesem heißen Öhle zuletzt das Gesicht. Das Öhl hatte in diesem Augenblicke die Hitze von 75° Reaumur, das Thermometer, das man in denselben Augenblicke in seiner Hand hielt, zeigte 33° Reaumur.

Hierauf erhitzte man eine eiserne Stange kirschroth und legte ihm dieselbe zu seinen Füßen. Auch über diese fuhr er mit der Fußsohle hin und her, so daß es rauchte, und das Öhl an einigen Stellen zu brennen anfing. Vorher hatte er die kleinen Scorien, die am glühenden Eisen hingen, zwar weggewischt, allein er glaubte dennoch, daß einige hengen geblieben wären, und dieses Verursachte einige Versengung.

Alsdann erhitzte man einen eisernen Spatel auf der einen Seite rothglühend, und er bestrich mit dieser leise seine Zunge, ohne sich zu versengen, oder eine Entzündung zu bewirken. Indessen bemerkte man doch, daß der Schleim nachher die Zunge nicht mehr bedeckte, und daß selbst zwey Stellen ein wenig bluteten, welches einer Rauhigkeit des Eisens zugeschrieben wurde. Man wollte versuchen, ob der Geschmack vernichtet sey, und gab ihm etwas Salpeter, Schwefelsäure und eine alkalische Auflösung zu kosten, welches er alles unterschied.

Endlich nahm er ein brennendes Licht, und fuhr damit langsam unter den Arme und an den Schenkeln hin ohne sich zu verbrennen. Seine Haut ist weich und nicht callös, und ob gleich sein Puls nach dem Versuche etwas schneller schlug; so war er doch im Ganzen wenig beunruhigt, und verrieth weder Furcht noch Schmerz.

Außerordentliche Gedächtniß Probe eines Engländers in Gegenwart Voltairs und Friedrichs des II. König von Preußen.

Als sich Voltaire am Hofe Friedrichs des II. Königs von Preußen, aufhielt, fand sich auch ein Engländer in Berlin ein, der ein so außerordentliches Gedächtniß hatte, daß er alles, was man ihm vorlas oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, wieder hersagen konnte, ohne ein Wort, oder einen Ausdruck davon zu vergessen. Der König ließ diesen Mann zu sich kom-

men, stellte ihm auf die Probe, und erstaunte über sein außerordentliches Gedächtniß.

Gleich darauf ließ Voltaire dem Könige sagen, er wünsche ihm Eins von seinem neuesten Gedichten vorzulesen. Der König bewilligte dies, beschloß aber auch zugleich, Voltairen in Verlegenheit zu setzen. Er ließ deshalb den Engländer hinter einen Schirm tretten, und trug ihm auf, genau auf dasjenige acht zu geben, was Voltaire ablesen würde.

Voltaire fand sich zur bestimmten Stunde ein, und las sein Gedicht mit allem Pathos vor, um den König zum Vortheil desselben zu gewinnen; dieser aber that, als wenn er ganz kalt dabey bliebe und sagte, als Voltaire seine Vorlesung beendigt und ihn um seine Meynung über das Gedicht gebeten hatte: er habe bemerkt, daß der Hrr. von Voltaire sich seit einiger Zeit fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgebe; eine solche Dreistigkeit habe er von ihm nicht erwartet, und er sey deshalb gar nicht mit ihm zufrieden."

Voltaire erschrack über diesen Vorwurf und betheuerte bey allen, was heilig sey, er verdiene ihm nicht und der König thue ihm unrecht. „Ey sagte der König, ich will sie gleich überführen, daß ich recht habe: die Verse, die sie mir jetzt vorgelesen haben, gehören einem Engländer an, der sie verfertigt hat." Voltaire gerieth in Eifer vertheidigte sich noch lebhafter, und schwur, daß die Arbeit, die er vorzeige, sein Eigenthum sey. „Nun so kommen sie vor, rief der König dem Engländer hinter dem Schirme zu, und sagen sie dem Herr von Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will." Mit Ernst und Würde trat der Engländer hervor, und wiederholte Voltairs Gedicht, ohne auch nur ein Wort auszulassen.

„Nun sagte der König zu Voltaire, habe ich nicht recht?“ „Himmel! rief Voltaire aus, hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich mein Gedicht zueignet? Hier geht eine Zauberey vor, die mich zur Verzweiflung bringt.“ Der König lachte über diesen Auftritt, und entließ den Engländer mit einer Belohnung.

Der Musikalische und der sprechende Papagey.

Der berühmte Kompositeur Vogler ist ein großer Freund von Vögeln, und hat beständig eine große Anzahl davon in dem Zimmer, wo er komponirt. Einsmals hatte er einen schönen Papagey geschenkt bekommen, der eine vortreffliche Stimme hatte, und mit dem er deshalb mancherley Versuche anstellte. Er sang und spielte ihm vor, allein sein Bemühen war ohne Erfolg; endlich merkte er daß der Vogel dem D auf der vierten Linie im Diskant aufmerksam zuhörte. Er machte daher mit dieser Note den Anfang, und der Vogel stieg bald eine ganze Oktave höher, und damit er ihn bey Lust und Laune erhielte, zeigte er ihm eine Kastanie, die er zur Belohnung bekommen sollte. Nunmehro gab er sich Mühe dem Vogel immer höhere Töne zu lehren; die Anstrengung des Vogels aber hierbey war wirklich lächerlich er machte einen Versuch mit der Note, und wenn er sie zu schwer für sich fand, so that er einen mächtigen Schrey, schlug mit den Flügeln an den Käfig, und schien in der größten Unruhe zu seyn. Vogler komponirte einige Arien, die der Stimme seines Lehrlings angemessen waren: diese lernte er bald; und da der Vogel wußte, daß,

wenn er seine sache gut mache, er eine Kastanie zur Belohnung erhalte, so fieng er zum Erstaunen der Zuhörer allemal eine oder mehrere Arien zu singen an, wenn er Appetit zu seiner Lieblingsspeise bekam. Ein anderer merkwürdiger Umstand war es, daß, wenn sich Vogler ans Klavier setzte, und eine neue Komposition zu probiren, der Vogel piano allemal seine gewöhnlichen Arien, aber blos eine bis zwey verschiedene Noten zu singen anfing, die insgemein 8 5 oder 3 entsprachen. (The Wonderful Museum Nro. 15. August 1803.) So auffallend auch die Geschichte dieses Papageyes ist, so kann sie doch an Wunderbarkeit nicht mit der vergliechen werden, die Locke in seinem Versuche über den menschlichen Verstand erzählt, wovon folgendes ein Auszug ist. „Ich war begierig, sagt Loke, die Geschichte eines alten Papageyes, der fragte und antwortete, und wie ein vernünftiges Geschöpfe sprach, aus dem eigenen Munde des Prinzen Moritz zu erfahren, der ihn als Gouverneur in Brasilien gehabt hatte. Seine Leute sprachen oft davon, und schlossen allemal damit das Zauberey oder Hexerey dabey im Spiele gewesen sey. Einer von seinen Kaplanen, der sich lange nachher in Holland aufhielt, konnte seit der Zeit keinen Papagey mehr ausstehen, er behauptete, sie hätten alle den Teufel.

Da ich so wunderbare Dinge hörte, so erkundigte ich mich bey dem Prinzen selbst, was an der Sache wäre. Er erwiederte mir mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, daß zwar etwas wahres an den Gerüchten sey, die von diesem Papagey im Umlaufe wären, daß aber auch viel Übertreibung und Falsches darüber verbreitet sey. Er erzählte mir hierauf, daß, als er nach Brasilien gekommen, er viel Wunderbares von einem alten Papagey ge-

hört hätte: ob er nun zwar nichts davon geglaubt, und derselbe über dies weit von ihm entfernt gewesen wäre, so sey er doch so neugierig gewesen, daß er nach ihm geschickt hätte; es wäre ein sehr großes Thier gewesen. Als der Papagey des erstemal ins Zimmer kam, wo sich der Prinz mit vielen vornehmen Holländern befand, rief er sogleich aus: „Was für eine Gesellschaft von weissen Menschen giebt es da!"

Man fragte ihn hierauf, wer der Mann sey, indem man auf den Prinzen zeigte. Er erwiederte: „Ein General." Als man ihn zum Prinzen brachte, fragte ihn dieser: „Woher kommst du?" „Von Surinam." „Wem gehörst du?" „Einen Portugiesen." „Was machst du da?" „Ich gebe auf die jungen Hühner acht." Der Prinz lachte, und sagte: „Du giebst auf die jungen Hühner acht?" „Ja ich! erwiederte der Papagey; ich weiß recht gut, wie ich das mache, und rief vier bis fünfmal, glu glu, wie es die Leute machen, wenn sie die jungen Hühner locken.

Der Papagey sprach brasilianisch, und der Prinz bediente sich, wie er Locken versicherte, zweyer Dollmetscher. Der eine war ein Holländer, der andere ein Brasilianer, und der Prinz war fest überzeugt daß kein Betrug dabey obgewaltet habe.

Der redende Hund.

Von Leipnitz berichtete der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris, von einem Hunde, der reden konnte. Er sahe ihn zu Zeiz in Meißen. Es war ein Bauernhund, von der gemeinsten Art, und mittelmäßiger Größe. Ein Knabe hörte ihm Töne machen, die seiner Einbildung, wie deutsche Wörter klangen. Darauf setzte er sich vor, er wollte den Hund reden lehren. In der That sparte auch der Sprachmeister keine Mühe, und Geduld; und der untergebne war zu gutem Glücke unter Hunden, ein Genie. Nach einigen Jahren sprach der vierfüßige Zögling einige dreyßig Wörter, und unter andern auch Kaffee, Thee, Chokolade u. s. w. Der Hund war in einem Alter von drey Jahren, als er in die Privatinformation genommen wurde. Freylich redete er nur durch Echo d. i. wenn sein Lehrer das Wort vorspricht; aber es ist unglaublich, daß er bey beständiger Vorhaltung eines Bratens, von selbst, Braten ausgesprochen haben würde, ob es ihm gleich immer schwer zu fallen schien, wenn er peroriren sollte. — Genug von Leibnitz hat ihn gehört, und gesehen. Siehe 4. Bd. der phil. Abhandl. der Pariser Akademie.

Doppelmenschen in England und Ungern.

Nicht weit von Oxfort wurde einst ein Kind mit zwey Köpfen und vier Hände geboren. Der Unterleib war ein einfacher menschlicher Körper. Aber doch hatten diese so engverbundnen Geschöpfe verschiedene Neigungen und Bedürfnisse. Während das eine schlief, wachte das Andere, wenn das Eine traurig war schien das Andere froh zu sein. Ihr Alter brachten sie auf vierzehn Tage, und eins überlebte das andere um 24 Stunden. Aber noch weit merkwürdiger ist das doppelte Frauenzimmer, das im Jahre 1701 den 26. October zu Szony in Ungern auf die Welt kam. Im siebenten Jahre machten sie die Reise fast durch ganz Europa. Ein Paar Jahre nachher kaufte diese gewieß nicht glücklichen Geschöpfe ein würdiger Geistlicher aus Edelmuth, um ihnen bey der zunehmenden Reife ihres Verstandes für den Rest ihres Lebens die Demüthigung zu ersparen ein Schauspiel der Neugierde und der Gegenstand eines unverständigen Spottes zu seyn. Von da an lebten sie in einem Kloster zu Presburg. Hier lernten sie außer Religion und Sprachen Sticken, Spitzen verfertigen u. d. m. Die eine von ihnen hieß Helena, die Andere Judith. Sie liebten sich zärtlich und küßten sich oft; doch hatten sie zuweilen Streit und schlugen sich mit Fäusten, wobey die Stärkere ihre schwächere Schwester vom Boden aufhub und forttrug, wohin sie wollte. Ihre Gesichter konnten sie seitwärts etwas gegen einander kehren. Oft schlief die

Eine,

Eine, wenn die andere wachte, und die eine ruhete von ihrer Arbeit aus, wenn die andere ihr Geschäft fortsetzte. Man kann sich vorstellen, daß Sitzen, Liegen, Gehen, mit großer Unbequemlichkeit für sie verbunden war. Im sechsten Jahre wurde Judith ander linken Seite von einem Schlage gelähmt; zwar wurde sie wieder hergestellt, allein es blieb ihr eine gewisse Stumpfheit des Geistes und Trägheit des Körpers, dahingegen Helena witzig, geistreich und schön war. Die Pocken und Masern hatten beyde zugleich; andere kleinere Unpäßlichkeiten, Husten, leichte Fieber u. d. konnte die eine allein haben, indeß die Andere vollkommen gesund blieb. Im zweyundzwanzigsten Jahre ihres Alters fiel Judith in eine Schlafsucht, und kam dem Tode nahe. Jetzt stellte sich auch bey Helena ein schwaches Fieber mit Ohnmachten ein. Diese schwächten sie so, daß sie nur drey Minuten vor dem Ende ihrer Schwester selbst mit dem Tode zu ringen anfing, und nun gaben sie beyde fast zu gleicher Zeit, aber bey vollen bewußtseyn ihren Geist auf.

Beyspiele von außerordentlicher Gefräßigkeit. Tarare, Freßkahle und andere.

Es giebt manche Beyspiele von einer erstaunenswürdigen Gefräßigkeit, und von einem wiedernatürlichen Appetit. Eines der neuesten und unglaublichsten ist der im Hospital zu Versailles gestorbene Mensch, über den Percy (1802) im Nationalinstitute eine Abhandlung vorlas. Er hieß Tarare, hatte unter der Rheinarmee

im Revolutionskriege gedient und sah klein und schwächlich aus. Von einer unwiderstehlicher Begierde gereitzt, hatte er sich nach und nach gewöhnt, Kiesel, große Stücke stinkendes Fleisch, ganze Körbe voll Obst, ja Hunde Katzen, Schlangen u. s. w. lebendig zu fressen. Umsonst suchte man durch wiederliche Saucen, Brechmittel, Opium u. d. m. seine Begierde zu mildern, sie blieb immer gleich heftig und es ist sogar der Verdacht gegen ihn vorhanden, er habe ein Kind von 16 Monathen verschlungen. Wenigstens wurde er, sobald man es vermißte, flüchtig. Wenn er nüchtern war, so konnte er die Haut seines Unterleibes um den ganzen Leib legen; hatte er sich aber voll angegessen, so strotzte sie. Sein Athem war übelriechend; stark dampfte sein Körper. Eine Auszehrung, die nach seiner Aussage die Folge des Verschluckens einer silbernen Gabel gewesen seyn soll, folgte auf seinen Heißhunger, und endigte sein Leben. Man fand seinen Magen von großer Ausdehnung, die Gedärme voller Geschwüre, die Gallenblase groß. Der Erfahrung gemäß ist die Bemerkung, daß die Verdauungswerkzeuge solcher Unglücklichen eine so außerordentliche Anstrengung nicht länger als etwa vierzig Jahre aushalte. Die Mühle ist—zu unausgesetzt im Gange, als daß sie lange unbeschädigt bleiben könnte. Doch hat auch diese Erfahrung wieder ihre Ausnahmen, wie der berühmte Wittenberger Kahle, seines Appetits wegen Freßkahle genannt, beweist, den die Ehre wiederfahren ist, durch eine gelehrte Abhandlung verewiget zu werden. Er starb 1754 im 79 Jahre seines Alters, war bey seiner fürchterlichen Gefräßigkeit immer vollkommen gesund und stark gewesen, und nichts, woraus seine unnatürliche Lebensweise sich hätte erklären lassen, fanden

die Ärzte in seinem, auf Befehl der Regierung geöffneten Leichname. Fünfthalbhundert Pflaumen mit den Kernen auf einmal zu verschlingen war ihm eine Kleinigkeit; ein Spanferkel mit Haut und Haaren ein Frühstück, das dem aus einem Hammel mit Fell und Knochen bestehenden Mittagsmahle keinen Abbruch that. Eulen und Raupen hielt er für Leckerbissen. Ja was noch mehr ist, er fraß die Speisen mit den irdenen Schüsseln, verschlang den Kaffee mit der Schale, den Wein mit dem Glase, zermalmte das alles mit einem gewaltigen Gebisse, ohne daß sein kräftiges Gebiß oder der Mund dadurch verletzt wurde, und einmal fraß er, von einen entsetzlichen Appetit getrieben, ein bleyernes Schreibzeug mit Tinte, Streusand, Feder und Federmesser. Sein wahrhaft furchtbarer Hunger, den sein Verdienst nicht zu sättigen vermochte, nöthigte ihn öfters, wiedernatürliche Dinge zu sich zu nehmen. So fraß er einst in einem Mirthshause einen ganzen Tudelsack. Der Virtuose, dem er gehörte, ein reisender Pohle, glaubte nicht anders, als nun würde die Reihe an ihn kommen, und ergriff eiligst die Flucht. Zum Spasse der Gäste verfolgte Kahle den armen Schelm eine Strecke weit. Er zermalmte Kiesel mit den Zähnen, hub mit ihnen einen Ambos auf, oder zog auch die Nägel aus einem Rade. Von den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen gab es Beyspiele von so gefräßigen Ungeheuern, die aber Gottlob, nur selten sind. So überwand Lepräus Claus, mit dem Zunahmen der Ochsenfresser, in einem freßwettstreite Hercules, und verzehrte wie Milo von Kroton, einen ganzen Ochsen. Der berühmte Pfeifer und Tänzer Herodot von Megara, aß gewöhnlich zwanzig Pfund Fleisch, und eben so viel Brod, und Kaiser Maximinius, eine

der blutdurstigsten Ungeheuer, daß je den Fürstenthron schändete, wüthete unter Thieren, wie unter Menschen, verzehrte auf einmal 40 — 60 Pfund Fleisch, wozu er einen Eimer Wein trank. Übrigens schlug ihm diese reichliche Nahrung sehr gut an, denn dieser riesenhafte Bauersohn war so stark, daß er einen stark beladenen Wagen mit einer Hand zog, und einem Pferde mit einem einzigen Streiche alle Zähne in den Rachen schlug. Gemeiniglich sechs Stunden lang saß der Lithauische Fürst, Snidrigellus, an der Tafel und vergaß bey seinen 130 Schüsseln der Würde der Regierung. Im Jahre 1765, war der ganze sächsische Hof Zeuge von den Mittagsessen eines königlichen Leibgardisten. Es bestand in zwanzig Pfund Rindfleisch, einem gebratenen halben Kalbe und einer Menge andrer Gerichte. Zur Verdauung verschluckte er auch Steinchen dazwischen. So weit hatte es der Fresser nicht gebracht, der im Jahre 1790 in Augsburg sich in einem öffentlichen Garten sehen ließ, und mit seiner Gattin eine große Schüssel mit Suppe, zwölf Pfund Rindfleisch ohne Knochen, für acht Personen Gemüse und zwey Laibe Brod zu essen sich anheischig machte. Das seltene Schauspiel, gieng vor vielen Zuschauern, die aber größtentheils kein Wohlgefallen daran hatten, unter einer lärmenden Musik vor sich.

Sonderbare Beyspiele von wiedernatürlichen Appetit. Steinfresser: Kohlniker, Bazile.

Man hat sehr oft das Fressen des Glases, der Steine, des Holzes und anderer solcher Dinge für Betrug erklären wollen. Allein es ist unläugbar, daß mehrere diese Gabe hatten. Die Krone aller Steinfresser war gewiß Kohlniker, ein Passauer, dessen Mutter aus Hunger rasend geworden, und ihr eignes Kind gefressen haben soll. Schon im dritten Jahre fraß er aus übermäßige Hunger Steine; ohne sie konnte er gar nicht satt werden, und nach einer frugalen Steinmahlzeit, wozu er noch ein Stück Filzhut verschlang, trank er fast eine Maaß Branntewein. War die Noth groß, so konnte er sich acht Tage mit Steinen allein behelfen, er stieg damit nach und nach von 3 — 8 Pfund; doch verschmähte er auch Metall nicht. Dieses blieb länger als die Steine bey ihm, die wenn sie nach 24 Stunden abgingen, merklich leichter waren. Als kaiserlicher Soldat lag er immer für 8 Mann im Quartiere. In einem Treffen bekam er einen Schuß in den Unterleib. Glücklicherweise war er gerade voll Steine; die Kugel prellte ab, und nur die Haut, ward leicht verwundet. Seines furchtbaren Appetits wegen mußte er endlich doch abgedanket werden. Unter alle Speisen mußte er Steine mischen. Mitunter aß er, was ihm in den Wege kam. Nur Stockfisch und Käse konnte er nicht leiden. Der letztere war ihm so zu wieder, daß er nicht einmal seinen Schnupf-

taback aus einem Kram nehmen mochte, wo man zugleich Käse feil hatte. Auf eine originelle Weise bereitete er sich sein Sauerkraut. Er warf eine große Menge roh in eine Schüssel, that eine Hand voll Salz, drey starke Hände voll Kieselsteine, und eine Menge Brodbrocken darunter, und nun verschlang er alles ungekocht. Nur auf anderthalb Stunden stillte die stärkste Mahlzeit seinen wüthenden Hunger, und er fraß selbst in der Kirche, im Beichtstuhle und in der Nacht — Steine. Nie war er krank, und klagte nie über Magenschmerzen. Sein starker Körperbau hatte mehr als sechs Schuhe. Aus Holland eilte er auf seiner Reise, weil es ihm an Steinen fehlte. Am Abende vor seinem Tode, der zu Ilefeld (1771) an einen Schlagflusse erfolgte, freute er sich noch, da er in die Stadt hineingieng, über die schönen Steine, und sagte zu seiner Frau: Gottlob, hier gibts doch Steine! In seinen Magen und in seinen Gedärmen fand man nach seinem Tode ungefähr anderthalb Pfund Kiesel, Metallknöpfe, und Stücke von Metallschnallen. Doktor Vogel hat über diesen großen Fresser eine gelehrte Abhandlung geschrieben. Aber ganz anders sah es in dem Magen des Galeerensclaven Bazile, der im Marienspital zu Brest starb, aus. Der Sectionsbericht über ihn gleicht einem Inventarium und der Kerl hatte so unrecht nicht, wenn er kurz vor seinem Tode zu seiner Wärterin sagte: Ich habe eine abscheuliche Menge von Dingen in meinem Leibe, die an meiner Krankheit allein Schuld sind. (J'ai mille diable de choses dans le ventre, qui sont tout mon mal.) Es fanden sich darin: Faßreife von verschiedener Größe, dreyzehn Stücke Eichenholz, hölzerne und zinnerne Löffel, zinnerne Schnallen, ein Pfeifenkopf, ein Klappen-

messer, Fensterglas, Leder, eine blecherne Röhre, und noch einiges. Höchsttraurig endigte einmal ein solcher Unmensch. In einer Gesellschaft hatte er bereits ein Weinglas, ein Bierglas, und 6 Talglichter verschlungen, als ihm etwas übel wurde. Er trank ein Quart, legte sich mit dem Kopfe vorwärts auf die Hände, und schien einzuschlaffen um nie wieder zu erwachen. Ein plötzlicher Schlagfluß hatte den Unglücklichen mitten unter den leichtsinnigen Zuschauern, in eine andere Welt gefordert, wo solche elende Künste nichts mehr gelten.

Sonderbare Gelüste und Antipathien.

Häufig sind sie Folge der Einbildung, oft der Erziehung, oder einer kindischen Sucht, sich auszuzeichnen. Wir wollen nicht hier der Gelüste schwangerer Frauen gedenken, von denen man so viel zu erzählen weiß, und lassen die Frau in Amsterdam, die, als sie Schiffe auspichen sah, dem Gelüste nicht widerstehen konnte, Brod in das siedende Pech zu tauchen, um es zu essen, eben so, wie den Gelust jener Nürnbergerinn, einem Menschen zweymal in die Waden zu beissen, was er für Geld, jedoch nur einmal erlaubte, sammt ihren Zwillingen, von denen — ganz natürlich, nun einer todt war, weil der Wadenbiß für diesen armen kleinen versagt wurde; wir lassen diese und ähnliche Geschichten an ihren Ort gestellt seyn. Aber gewiß ists, daß eine Pariser Dame, mehr als einmahl, für vierhundert Thaler der feinsten Spitzen aß, daß ein achtjähriges Mädchen zu Mauerkalk,

ein dreyzehnjähriges zu Salz, wovon sie immer die Taschen voll hatte, und ein andres zu Bleyplatten eine unwiderstehliche Lust hatten. Die beyden letztern wurden Opfer ihres Appetits. Und hat man nicht schon von Menschen gehört, denen der Mund vor Verlangen wässerte, so oft sie eine fette Spinne, oder eine große Raupe sahen? Eben so merkwürdige Fälle hat man von Antipathien gegen gewisse Speisen und Getränke. Olaus Borrichius erzählt von einem Gastwierthe, der so oft er Weineßig sah, mit den Zähnen knirschte, und in einen kalten Schweiß ausbrach. Sah er ihn nicht, so konnte er ihn trinken. Einem schottischen Edelmann wurde beym Anblick eines gerösteten Aals immer übel. Börhave erzählt von einer Person, die so oft sie Käse roch, aus der Nase blutete, und von einem Frauenzimmer, dem der Honig so zuwider war, daß sie heftig krank wurde, als man ihr ohne ihr Wissen in einen Breyumschlag welchen that. Auch von Antipathien, die nicht auf die Werkzeuge des Geschmacks oder des Geruchs sich beziehen, stellt die Geschichte der Menschen sonderbare Erscheinungen auf. Nie konnte ein Frauenzimmer eine Feder auffliegen sehen, ohne unwillkürlich laut aufzuschreyen. Der Theolog Pechmann hatte von Jugend auf vor Besen eine entsetzliche Abneigung, die vielleicht einen pädagogischen Ursprung hatte. Der bloße Anblick eines Besens, eines Gassenkehrers, das leiseste Streichen des Bodens mit einer Ruthe, machte ihm Unruhen, seinen Athem gepreßter, und oft jagte dieß ihn wie einen Wahnsinnigen fort. Noch sonderbarer war die Abneigung des Bettlers Olaus von seinem eignen Nahmen. Nannte man ihn zum ersten Mahle, so fing er an zu zittern; zum zweyten Mahle knirschte er mit den Zähnen, zum

dritten Male fiel er wie epileptisch hin. Wenn nur nicht das Ganze bey letztern eine chinesische Bettlerspekulation war!

Widernatürlicher Durst. Die starke Wassertrinkerin Bonsergent. Entbehrung des Getränks. Der meklenburgische Bauer Wolduk.

Auch von widernatürlichem Durste gibt es merkwürdige Beyspiele. Wir wollen hier nicht der nichtswürdigen Säufer und ihrer Großthaten erwähnen; sie sind bekannt genug. Aber die merkwürdige Katharina Bonsergent, diese exemplarische Wassertrinkerinn, können und dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, besonders da ihre Geschichte von den sorgfältigsten Beobachtern bestättigt wurde. Schon als Kind von 2 — 4 Jahren nahm sie täglich ungefähr zwey Eimer Wasser, und schlechterdings kein anderes Getränke zu sich. Umsonst waren Liebkosungen wie Drohungen, sie davon abzuhalten; denn unerschöpflich war sie an List, Wasser zu bekommen, und besonders für die Nacht einen reichlichen Vorrath davon zu haben. Da man endlich Strenge gegen sie brauchte, so entlief sie ihren Eltern, und vermiethete sich als Dienstmagd in Paris. Ihrer übrigen guten Aufführung wegen, übersah man die kleine Schwelgerey im Wasser, das man freylich in Paris nicht umsonst hat, indem eine Tracht von zwey Eimer sechs Sols (Sous) kostet. Im zweyundzwanzigsten Jahre verheyrathete sie sich an den Schuhflicker Fery und der arme Mann, dem sie ihr seltenes Talent verschwieg, hatte genug zu arbeiten, um seiner

lieben Ehehälfte den Durst zu stillen. Doch lebten sie friedlich, und hatten eilf Kinder. In jedem Wochenbette war der Durst stärker, aber sie konnte auch dann kein stärkendes Getränk vertragen. Ein einziges Glas Wein zog ihr Ohnmachten zu. Im kalten Winter 1788, da sie mit dem zehnten Kinde Schwanger war, trank sie täglich vier gestrichene Eimer Wasser, und der gute Fery mußte sich damit helfen, daß er den Schnee von den Dächern kratzte. Daß doch andre Männer nicht auch die Kaffeebohnen für ihre lieben Frauen von den Dächern kratzen können, beklagt hiebey der boshafte Lichtenberg im Göttingischen Taschenkalender. Übrigens sah unsre Schuhflickerin gut und gesund aus, liebte die gesalzenen Speisen nicht, trank im Sommer nie mehr als im Winter, und spukte nie aus. Von der Ursache einer so seltsamen Disposition des Körpers hat man nichts entdecken können, als daß ihre Großmutter, bey der sie die drey ersten Jahre ihres Lebens zubrachte, und die den Wein sehr liebte, dem Kinde öfters welchen gab. Nur wenn unsre Fery unpaß war, ließ der Durst nach. Einen sonderbaren Contrast mit ihr machte der Mecklenburgische Bauer Woldut, der im Jahre 1775 vierzig Jahre alt war, und in seinem Leben nichts getrunken hatte. Sein Abscheu gegen alles Flüssige war entschieden, und äußerte sich schon, da ihm als Kind Muttermilch gereicht wurde. In jeder Arbeit, im Ausdauern der Hitze und des Frostes konnte er es mit jedem aufnehmen. Dabey rauchte er den ganzen Tag Taback.

Wiederkäuende Menschen.

Nicht nur Menschen, die sich von den Gesetzen der Natur bald in Rücksicht auf die Menge, bald in Rücksicht auf Entbehrung der Speisen und Getränke entfernten, sondern sogar wiederkauende gab es. Als ein solcher war der wiederkauende Bristoler berühmt, der im Jahr 1767 noch lebte, und dessen Vater eben dieses, sonst nur gewissen Säugthieren eigene Wiederkauen an sich gehabt haben soll. Eine Viertelstunde nach der Mahlzeit hohlte er alle Speisen wieder herauf, und kaute sie noch einmal mit besondern Wohlbehagen. Eher konnte er nach keiner Mahlzeit schlafen, bis sein Wiederkauen geendet war. Alles schmeckte ihm darnach besser als zuvor, und kam in der Ordnung herauf, in der ers gegessen hatte. Das Wiederkauen dauerte nach einer starken Mahlzeit anderthalb Stunden. Unterblieb es, so fühlte er sich krank. In seiner zartesten Kindheit hatte er schon diese sonderbare Eigenschaft. Eben diese soll auch ein Paduanischer Edelmann, ein Londoner Bürger und ein Schneider besessen haben. Von den Letzteren erzählt man, daß seine Cameraden ihm im Wirthshause immer zumuthen wollten, zwey Theile an der Zehe zu bezahlen, weil er zweymal genösse. Alle diese Menschen, kamen darin überein, daß sie ein grosses Vergnügen am Wiederkauen fanden, daher es mit der Krankheit nicht zu verwechseln ist, wenn die genossenen Speisen unwillkührlich wieder aufsteigen, und grosse Übelkeiten verursachen.

Bisarrerien und Eigenheiten der Britten, nebst einer Erzählung über die Bettler und Diebsgesellschaften in London.

Da uns Archenholz in seiner Reise durch England 1786 über diesen Gegenstand das Interessanteste anführt, so wollen wir ihm nachstehendes selbst erzählen lassen.

„Da in England Bisarrerien aller Art so überaus häufig sind, so hat man dafür einen eigenen Namen. Man nennt eine solche Handlung a Whim wer aber viel dergleichen ausübt: a Whimsical man. In andern Ländern würde man Leute dieser Gattung für närrisch halten; weil aber die Freiheit hier alle nur möglichen Handlungen begünstigt, die niemand Schaden verursachen, so wundert man sich nicht sehr darüber; eine bisarre Geschichte macht der andern Platz, man lacht oder zuckt die Achseln. Ich glaube dahero nichts uninteressantes zu liefern, indem ich einige dieser Whims als Englische Nationaleigenheiten hier berühre. Im Jahre 1776, starb in London ein Engländer, der durch die Handlung ein Vermögen von 60,000 Pf. St. erworben hatte; dieses Vermögen vermachte er einem Vetter der kein Kaufmann war, jedoch mit der sonderbaren Klausel, daß er alle Tage zur Börsezeit von zwey bis drey Uhr sich auf der Börse einfinden sollte. Keine Geschäfte oder Witterung sollten ihn davon abhalten, sondern nur Krankheit allein könnte ihm entschuldigen. Ohne diese letztere erwiesene Ursache (heißt es im Testament) sollte durch das Wegbleiben eines einzigen Tages das ganze Vermö-

gen für ihn verloren seyn, und gewissen Stifftungen zufallen. Er wollte hiedurch der Börse, woselbst er seinen Reichthum erlangt hatte, auch nach seinem Tode eine Art von Ehre erzeigen, die aber den Erben in beständiger Sclaverey hielt. Er durfte sich nicht aus der Stadt entfernen, als nur des Sonntags, weil alsdann die Börse geschlossen ist. Ich habe diesen Mann selbst gekannt, und bin ein Zeuge seiner großen Unzufriedenheit gewesen. Selbst die kleinste Reise konnte er nicht unternehmen; ja alle seine Besuche und Geschäfte mußten so eingerichtet werden, damit ja die Börsestunde nicht versäumt würde. Er wohnte im westlichen Theile der Stadt, über eine halbe deutsche Meile von der Börse, wohin er also täglich fuhr, eine Stunde lang, ohne mit jemand zu sprechen, daselbst herumgieng, und sich hernach wieder in seinen Wagen setzte. Die Stiftungen, die im Versäumungsfalle so reichlich besteuert werden sollten, hatten ihre Spione, die auf ihn Acht gaben.

Ein vornehmer Engländer, der bey Jahren und Wittwer war, hatte einst auf seinem Landgut eine schlaflose Nacht. In dieser beschließt er wieder zu heurathen, und zwar das erste ledige Frauenzimmer, das er des Morgens sehen würde. Er steht mit diesem närrischen Gedanken auf, und klingelt. Der Kammerdiener erscheint; man sagt ihm, daß er eine ledige Frauensperson ins Zimmer schicken soll. Der Kammerdiener eilt weg, die Haushälterin zu rufen. Dieser ertheilt der Lord folgenden Befehl: „Zieht Euch an Ihr sollt mit mir nach der Kirche gehn, ich will Euch heurathen.“ Die Person nahm dies natürlich für einen Scherz an, und entfernte sich schweigend. Eine halbe Stunde nachher wird der Kammerdiener gefragt, ob die Haushälterin angekleidet sey.

Dieser Antwortet: Nein! sondern daß sie die Hausgeschäfte besorge. Der Lord verlangt darauf ein ander Frauenzimmer sogleich zu sprechen. Der Kammerdiener schüttelt den Kopf, geht fort, und stößt zuerst auf eine Küchenmagd, die er auch zu seinem Herrn schickt. Sie erhält den nehmlichen Auftrag wie die erstere. Die Magd kleidet sich geschwind an, und begibt sich sodann zum Lord, um ihn an sein Wort zu erinnern. Dieses wurde genau gehalten, und eine Stunde darauf war das Küchenmensch eine Dame. Ein Mann, der eine der höchsten würden des Reichs bekleidet hat, und bey meiner Anwesenheit in England noch lebte war die Frucht dieser Ehe. Solche rasche Entschließungen sind bey den Engländern sehr häufig. Ein junger Mensch von grossem Vermögen verläßt des Morgens sein Bette, und befiehlt seinen Leuten sich fertig zu halten, in zwey Stunden mit ihm abzureisen. Man frägt ihn, wohin? Er antwortete: nach Egypten, und dahin gieng es auch wirklich ohne Verzug.

Ein außerordentliches Vergnügen gewährte der Anblick hingerichteter Missethäter dem Ritter S*** der sonst ein wegen seines vortrefflichen Charakters, allgemein hochgeschätzter, sanftmüthiger Mann ist. Das Vergnügen einer Exekution hat in seinen Augen ganz unnennbare Reitze, die eine unerklärbare Gewalt über ihn haben. Einer seiner Freunde machte ihm deshalb Vorwürfe; der Ritter entschuldigte sich und gieng eine Wette ein, der nächsten Hinrichtung nicht beyzuwohnen, welches er sonst nie unterließ. Der Tag erschien, allein mit ihm fand sich auch der unwiederstehliche Drang ein, sein Lieblingsvergnügen zu genießen; er ritt nach Tyburn, und bezahlte die Wette. Als der Königsmörder Damiens in Paris von

Pferden zerrissen wurde, reißte S*** blos dieserhalb dahin, und erkaufte sich vom Scharfrichter die Freyheit, das Blutgerüste mit besteigen zu dürfen, damit er die gräßliche Szene in der Nähe genau sehen könnte. Er sahe sie, und reiste sogleich nach England zurück.

Obgleich ein so eigner Geschmack, wie diese beiden letztern Beyspiele, auch ein Whim genannt wird, so gehört er doch eigentlich den Menschen, und nicht den Engländer zu; er ist, wenn man will, eine Krankheit des Geistes, und daher ganz von den Whims unterschieden, die zum Charakter der Britten gehören.

Diese Liebe zum Sonderbaren und Außerordentlichen erzeugt auch die häufigen Wetten: eine Sitte, die besonders zu der Zeit auffallend ist, wenn die Staatslotterie gezogen wird. Es werden alsdann einige hundert Wettkomptoirs in London angelegt, woselbst auf Nummern und Preise gewettet wird. Die Wettmeister geben gedruckte Anzeigen von ihren Plane heraus, die auch täglich in den Zeitungen erscheinen. Des Abends werden die Komptoirs mit Transparenten Verzierungen prächtig erleuchtet; eine große Punschschale ist darinn die vornemste Möbel, die für alle Wettende dienet, und niemahls leer ist. Dieses ist anziehend, daher auch in den vierzig Tagen, die man zur Ziehung der Lotterie braucht, das Gedränge zu diesen Wettbuden ganz unglaublich ist. Sie sind die ganze Nacht offen; ein Umstand, der bey solchen Personen zu ausschweifenden Wetten Anlaß giebt, die berauscht von ihren Bachanalien sich nach Hause begeben. Man hat daher die Verordnung gemacht, daß die Wettbuden um eilf Uhr geschlossen werden müssen; da man aber die Öffnungszeit für den Tag nicht bestimmt hat, so werden solche gleich nach Mitternacht wieder

geöffnet, wodurch also die Absicht des Gesetzes verfehlt wird. Manche legen dergleichen Comptoirs an, um die Leute zu betrügen. Das Geld wird den Wettenden immer voraus bezahlt; gehn nun große Summen für den Wettmeister verloren, so macht er sich aus dem Staube und schließt seine Bude. Um dieses Gewerbe etwas zu erschweren, und zugleich aus der Thorheit des Volkes für den Staat Vortheile zu ziehen, hat die Regierung vor einigen Jahren verordnet, daß die Erlaubniß, zur Anlegung eines solchen Comptoirs mit fünfzig Pf. St. gelößt werden muß. Dennoch war deren Anzahl im Jahre 1779 in London allein über fünfhundert. Am sonderbarsten aber ist, daß viele Krämer auch die Lottorie mit ihren Waaren verbinden. Bänder, Tücher, Strümpfe u. s. w. werden alle nummerirt, und nur für die gewöhnlichen Preise verkauft, dennoch erhält der Käufer eine Prämie, wenn die Nummern der grossen Lotterieloose mit den Nummern seiner erkauften Waaren übereinstimmten. Ein Mensch also, der ein Haarband für acht Pfenninge kauft, kann zehn Guineen gewinnen. Dieses ist ein sicheres Mittel, ein ganzes Waarenlager los zu werden; es wird aber nicht für anständig gehalten.

Ein ander Gewerbe, wovon hier die hohe Schule ist, ist das Bettlerhandwerk. Indessen ist nichts seltner als einen Engländer, der nicht ganz zum Pöbel gehört, betteln zu sehen, dahingegen viele Fremde, die oft von guter Geburt und nicht ohne Erziehung sind, dieses zu ihrem fortdauernden Nahrungszweige machen. Sie thun es aber nicht auf der Strasse, wo nur Kupfermünze oder höchstens Silber fallen würde, sondern sie gehen wohlgekleidet in die Häuser, zeigen Papiere und Dokumente, größtentheils falsche vor, und erhalten auf diese Weise

von den wenig mißtrauischen Engländern Gold. So habe ich einen Italiener gekannt, der in Petersburg auf dem Theater als Tänzer figurirt hatte, und weder schreiben noch lesen konnte. Dieser Mensch ließ sich von einem andern Betrüger ein Patent machen, als ob er ein russischer Oberster sey. Mit diesem versehn, drang er mit unglaublicher Unverschämtheit in die vornehmsten Häuser, ließ sich durch keine Bedienten abhalten in den innersten Zimmern die Großen und Reichen selbst aufzusuchen, und verließ sie nicht eher, bis sie ihn reichlich beschenkt hatten. Vergebens zeigte der Anwesende russische Gesandte den Betrug an. Nur wenige wurden davon unterrichtet, und da der Italiener blos bettelte, und sein betrügerisches Dokument wohl aufbewahrte, das allein gegen ihn beweisen konnte, so hatte er keine Strafe leicht zu befürchten. Er bettelte drey Jahre fort, reiste mit einem reichlich angefüllten Beutel ab, und ist jetzt Kaufmann in Dünkirchen.

Ein Franzos aber hatte noch einen bessern Einfall. Er gab sich für den Sohn des unglücklichen Calas aus, der, wie bekannt in Frankreich lebt, und Wundarzt ist Das Mitleiden mit dieser so tiefgebeugten Familie schloß ihm in London alle Häuser auf. Er wurde mit großen Geschenken überhäuft und verließ England als ein reicher Mann.

Die mildthätige Gemüthsart der Engländer und die Abneigung gegen Arbeit, die unter den Menschen so gemein ist, verursachen, daß man eine so ungeheure Anzahl Bettler auf den Strassen in London antrifft. Diese Leute nehmen an Almosen täglich drey vier bis fünf Schilling ein, auch haben sie im Kirchspiel zu St. Giles ihre Clubs, wo sie zusammen kommen, und sehr

gut essen und trinken; wobey sie die Zeitungen lesen, und über die öffentliche Angelegenheiten sprechen. Niemand wird hinzugelassen der nicht ein Bettler ist, oder von einem Bettler eingeführt wird, weil sonst ein solches Schauspiel viele Zuschauer hinziehen, und dem Gewerbe höchst nachtheilig seyn würde. Einer meiner Freunde, der die Menschen in allen ihren Gestalten zu studieren wünschte, legte einen sehr schlechten Rock an, und vermochte einen Bettler vermittelst einer Belohnung dazu ihn mitzunehmen. Er sahe hier Lustigkeit Wohlleben und überhaupt nichts was Elend bezeichnete, als die Lumpen, welche die Livrey des Ordens sind. Krücken waren bey Seite gestellt, falsche Beine abgeschnallt und Augenpflaster abgenommen. Ein jeder erschien hier in seiner wahren Gestalt, erzählte unverholen beym Punsche, seine gehabten Avantüren, und nahm Abrede wegen künftiger Rollen.

Bettelweiber leihen hier von andern blutarmen Leuten ihre Kinder, um desto eher Mitleiden zu erregen, wenn sie solche vorzeigen. Das Mithgeld für ein Kind ist täglich von einem halben Schilling bis zu zwey Schilling, je nach dem das Kind übelgestaltet, oder mehr und weniger Krüppelhaft ist; denn die Mißgestalt bestimmt hier den Preis. Für ein ganz scheußliches Kind, wird täglich vier Schilling, auch mehr bezahlt. Ich habe einst selbst dem Gespräche zweyer Bettelweiber zugehört, die von ihrem Handwerke sprachen. Die eine erzählte, sie gäbe für ein bey sich habendes Kind täglich zwey Schilling. „Was," sagte die andere, „seyd ihr thöricht? „Zwey Schilling für ein so wohlgestaltes Kind? dafür kann ich ja den besten Krüppel bekommen!"

„In eben diesen Kirchspiel haben auch die Diebe ihre Clubs, wo sie zusammen kommen und schmausen.

Tabacksdosen, Schnupftücher und andere erbeutete Kleinigkeiten werden hier ausgetauscht oder auch an einander verkauft. In andern Ländern würde man ein solches Haus überfallen, und den ganzen Trupp zusammen wegführen. Dieß geht aber hier nicht an, da diese Diebe keine Bande ausmachen, sondern ein jeder für sich stiehlt, und daher auch für jeden abgesonderte Beweise erfordert werden; überhaupt auch bey der Verhaftnehmung selbst eines so verworfenen Menschen genau nach den Gesetzen verfahren wird. Es muß ein Kläger da seyn, der die Entwendung seines Eigenthums namentlich anzeigt und beschwört desgleichen den Thäter umständlich angiebt. Wüßte der Kläger nun, daß der Dieb sich im Club befände, und die Gerichtsdiener wollten es wagen herein zu gehen, so würde doch niemand als der angeklagte Dieb allein in Verhaft genommen werden, wobey die andern, obgleich wohlbekannten Diebe, ganz sicher seyn würden.

Diese Zusammenkünfte geschehen jedoch nicht mehr so öffentlich als ehmals. Vor dreyßig Jahren war ein Haus in St. Giles, wegen der Diebs-Clubs besonders berüchtigt, das jetzt aber von einem ehrsamen Bierwirthe bewohnt wird. Hier lagen Messer und Gabel an Ketten, und das Tischtuch war auf den Tisch genagelt. Die Diebe beobachteten ein gewisses Decorum, und hätten ihre Ordensregeln und Vorsteher, ohne sich jedoch in Banden zu theilen. Alles bezog sich allein auf die Zusammenkünfte. In der Nähe dieses Hauses befand sich ein eben so berüchtigtes Branntweinhaus, das auf einer grossen Tafel folgende sonderbare Inschrift hatte: Here „You may get drunk for a penny, dead drunk for two pence, and get straw for nothing.“ „Hier könnt ihr für einen Pfenning betrunken werden,

hinfallend besoffen für zwey Pfenninge, und Stroh obendrein bekommen.“ In der That waren auch die Keller mit dieser Bequemlichkeit reichlich versehen, die den auch Tag und Nacht mit viehischen Menschen angefüllt waren, bis endlich die Friedensrichter diesen Ausschweifungen ein Ende machten. Man erinnere sich aber daß dieses nicht ein Gemälde der damaligen Sitten dieser Hauptstadt, sondern daß nur von einem Winkel derselben die Rede ist, der sich durch die Dürftigkeit und die rohe Lebensart seiner Einwohner seit Jahrhunderten ausgezeichnet hat.“

Auch die Wiener Zeitung meldet uns noch im Jahre 1817. in Bezug auf obigen Gegenstand folgendes: Hr. Bennet trug in der Sitzung des Unterhauses vom 6. Jun. auf eine Verbesserung der Polizeyverfügungen, die öffentlichen Häuser betreffend, an. Er sagte er besitze ein Verzeichniß von 200 Häusern, welche Leute von schlimmsten Rufe besuchten. Diebe, Gauner, Gesindel aller Art, Weiber und Kinder fänden da Aufnahme und zugleich eine Schule für alle Laster und Sünden. In einem dieser Häuser bestehe sogar ein förmliches Geschwornen Gericht, dessen Präsident ein Jude sey, zur Abschätzung und Vertheilung der geraubten und gestohlnen Sachen. Ein Kind von 13 Jahren habe für seinen Antheil schon 100 Pfund erhalten. Das Parlament scheint sich mit diesem so wichtigen Gegenstande ernsthaft beschäftigen zu wollen.

Unheilbare Diebe.

Es gab wahrhaft unheilbare Diebe. Höchst merkwürdig ist die Geschichte eines jungen Mannes von Kopf, Kenntnissen und Vermögen, der einen unüberwindlichen Hang zum Stehlen, Betteln und Borgen hatte. Seine Taschen waren immer ein Magazin von gestohlenen Speisen, und da man sie ihm zunähete, so wußte er seinen Raub in die Beinkleider und Ärmel zu verbergen, und er sammelte in einem Winkel tausend eckelhafte Dinge. Selbst dem Haushunde nahm er zuweilen, nicht ohne heiße Kämpfe, seine Knochen. Er vermochte keinen Menschen zu sehen, ohne ihn zu bitten, ihm ein Paar Groschen zu leihen, und wenn man's ihm auch tausendmal abgeschlagen hatte. Man konnte mit ihm ein angenehmes Gespräch, über deutsche, französische, englische Schriftsteller führen, wobey er Geschmack, Witz und Kenntnisse verrieth, konnte mit ihm über seinen hündischen Geiz sprechen, wobey er sich selbst freymüthig und rührend über sein Unrecht erklärte, und doch that er nach Endigung des Gesprächs mit sichtbarer Ängstlichkeit an einen der Gesellschafter die Frage: wollten sie mir wohl einige Groschen leihen? und als bald darauf sein Führer ihn zum Nachhausegehen ermahnte, und er nach nochmaligen fruchtlosen Bitten um einige Groschen und die ernsthaftesten Versicherung: „wenn ich gesünder seyn werde, so wird mir auch die Herrschaft über meine Begierden leichter seyn", sich der Gesellschaft mit dem

größten Anstande empfohlen hatte, näherte er sich unbemerkt dem Nebentische und steckte ein Stückchen Kuchen ein. Beim ungestümsten Wetter übernachtete er oft auf der Erde, um das Thorgeld zu ersparen, fast täglich bestahl er seine Pflegältern. Oft entlief er, um in den benachbarten Dörfern, besonders in hildesheimischen Städchen Peina zu betteln, wobey er sich krank und arm anstellte den Rock umwandte und den Hut herabschlug; ja es ist unwidersprechlich daß, da er, auf seinen Wunsch zum ersten Abendmahlsgenusse vorbereitet zu werden, durch die rührenden Vorstellungen des Predigers zu den thränenvollen Geständnisse gebracht wurde: „er fühle sein Unrecht und die Verächtlichkeit des Geizes“: zu gleicher Zeit der Prediger mit Entsetzen wahrnahm, wie der Elende während dieser Äußerungen die Zuckerdose seines Hauswirths zu plündern versuchte. Als er dem Tode nahe kam, den die Ärzte der Austrocknung des Rückenmarks, eine Folge früher jugendlicher Ausschweifungen zuschrieben, und er fast ganz einschrumpfte, sprach er ruhig von seinem Tode, nannte an 50 Personen, von denen er Kleinigkeiten von 1 — 16 Groschen geborgt hatte, bath ihnen alles zu erstatten, und vermachte sein Vermögen den Armen. Sprachlos und entkräftet lag er da, und winkte mit der Hand, die kraftlos wieder zurücksank. Man ahndete was er wollte, und bath ihn, sein Verlangen mit Worten auszudrücken. Mühsam öffnete er zum letztenmale den Mund, und lallte langsam die Worte: Leihen Sie mir einen Groschen!

Merkwürdige Schlafsucht. Bertin. König Karl VI in Frankreich. Hammer. Favron u. s. w.

So ein schweres Leiden die Schlaflosigkeit ist, sey sie nun durch künstliche Reize oder durch Krankheit hervorgebracht, eben so ein trauriger Zustand ist auch die Schlafsucht. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht die Geschichte des großen französischen Arztes und Zergliederers Bertin. Ein Mann, der den menschlichen Körper und die Geheimnisse seiner Organisation so gründlich, als je einer erforscht, und sich um diesen Theil unsers Wissens unsterbliche Verdienste erworben hatte, mußte an sich selbst in dieser Rücksicht die bittersten Erfahrungen machen, und der menschlichen Schwachheit einen starken Tribut ertrichten. Bey all seinem Scharfsinne, seinem Nachdenken, seinem rastlosen Prüfungsgeiste und dem großen Umfange seiner Einsichten, hatte er von Jugend auf, mit einer angebornen natürlichen Furchtsamkeit zu kämpfen, und sie wurde dadurch eben nicht vermindert, daß, da er die Stelle eines ersten Leibarztes des Hospodaren der Moldau und Walachey antrat, er sogleich nach seiner Ankunft am Hofe dieses Despoten die Hinrichtung seines Amtsvorgängers mit Ansehen mußte. Nicht lange blieb er daselbst. Er verließ seine Stelle, um nach Frankreich zurückzukehren. In Wien wurde er der Kaiserinn Maria Theresia vorgestellt. Da sie eben damals mit Frankreich in Krieg verwickelt war, so gab sie den Befehl, diesen berühmten Mann zu seiner Sicherheit mit

einer militärischen Bedeckung bis an die Gränzen seines Vaterlandes zu begleiten; ein Befehl, der die Humanität dieser unvergeßlichen Monarchinn in ehrwürdigsten Lichte zeigt, und ihrem Zeitalter, in dem man vielleicht weniger von Humanität sprach, und mehr übte, als im unsrigen, und dem Volke, das sie regierte, zur größern Ehre gereichte. Allein der furchtsame Bertin verstand die Sprache seiner Begleiter nicht; er ahndete eine Verschwörung gegen sein Leben, entwischte ihnen, und verbarg sich in einem Moraste. Dort fand man ihn halb todt, suchte ihn zu beleben, und brachte ihn glücklich nach Frankreich. Sein Ruhm stieg nun immer höher, und seine Entdeckungen wurden zahlreicher: aber das konnte nicht verhindern, daß er nicht in eine Art von Wahnsinn fiel, indem er unaufhörlich von Mördern und von Waffen sich bedroht glaubte, und sogar, doch ohne Schaden zu nehmen, zum Fenster hinausprang. Nur kurze Zeit dauerte dieser Wahnsinn. Auf ihn folgte eine Schlafsucht, die drey Täge währte. Nur eine halbe Stunde lang erwachte er aus ihr mit voller Besinnung und Geistesgegenwart, fiel aber gleich darauf in einen viertägigen Schlaf. Dieß blieb nun geraume Zeit sein Zustand, über den die stärksten Reizmittel nichts vermochten. Aber so gefesselt auch der Körper vom Schlafe war, so blieb seine Seele unaufhörlich thätig. Seine ängstlichen Vorstellungen, besonders seine Berufsarbeiten, beschäftigten ihn unausgesetzt. Der Schlaf stieg auf acht Tage, und wenn er erwachte, so wußte er doch genau, welcher Tag und wieviel Uhr es sey. Ja nachdem die Krankheit, die im ganzen genommen, drey Jahre (bis 1750) dauerte völlig verschwand, so war nicht die geringste Geistesschwäche an ihm zu bemerken. Von seinem unermeßliche

Wissen in der Anatomie, von seinen Entdeckungen, von seinem Scharfsinne war nichts verloren. Sein Gedächtniß fand alles wieder an der alten Stelle, und die Entdeckungen, die er in den 31 Jahren, die er noch lebte, machte, bewiesen hinreichend, daß sein Übel keinen nachtheiligen Einfluß zurückgelassen habe. Nicht so glücklich ging Carl des sechsten, Königs von Frankreich, Schlafsucht vorüber. Sie hatte zwar mit Bertins Ähnlichkeit; denn auch sie hatte Schrecken veranlaßt, indem ein Schwarzer Mann aus einem Busch gesprungen und des Königs Pferd mit den Worten in die Zügel gefallen seyn soll: „Halt, König, du bist verrathen! Wo willst du hin?" Auch hier folgte auf einen kurzen Wahnsinn, in welchem der König vier Personen tödtete, ein langer Schlaf. Doch kamen die Anfälle oft wieder, und endlich wurde der König blödsinnig. Freylich war darin auch ein großer Unterschied, daß man um den Könige zu heilen, einen Zauberer von Montpellier kommen ließ, indeß Bertin während seiner Krankheit von dem würdigen Arzte de Lepine mit solcher Klugheit, Geduld und Beharrlichkeit behandelt wurde, daß ihn der Kranke seinem Tröster und Vater nannte. In Glocestershire fiel ein Kind in einen Schlaf, der zwölfmal 24 Stunden ununterbrochen fortdauerte. Zusehends nahm es ab, und erwachte mit großer Schwäche. Doch erholte es sich wieder, und wurde gesund. In Newcastle schlief ein 19 jähriges Mädchen vierzehn Wochen. Bey aller Hochachtung vor Plutarch können wir uns aber nicht entschließen, an den vierzehnjährigen Schlaf des Cretensers, Epimenides, zu glauben. Desto zuverläßiger sind andere Beyspiele von außerordentlich lang dauernden Schlafe. Sieben und vierzig Tage schlief ein gewisser Hammer.

Er war sehr erhitzt ins Wasser gefallen, und hatte in seiner nassen Kleidung die ganze Nacht auf einem Speicher zugebracht. Alles war umsonst, ihn zu erwecken. Am 26 December 1794 erwachte er, und blieb fest dabey, er sey sieben Wochen todt gewesen. Die vermuthlich noch lebende Jeanne Farron zu Dainan, eine von ihrem Manne verlassene Kupferschmiedinn, kann 3 — 4 Monathe an Einem fortschlaffen. Nach einem Briefe des Maire von Doinan hatte sie vor einiger Zeit 15 Monathe geschlaffen, und war während derselben nur wenige Tage wach gewesen. Es giebt eine Menge Beyspiele solcher Letharqieen, die aber häufig von Blödsinn begleitet werden. Sechs Monathe schlief eine Zimmermänninn in der Charité zu Paris in Einem fort. Mit Mühe öffnete man ihr den Mund, um ihr Nahrung einzuflößen. Ein Geistlicher saß die ganze Woche in seinem Großvaterstuhl und schlief. Alle Sonntage erwachte er, verrichtete sein Amt in der Kirche, that dann eine gute Mahlzeit, rauchte seine Pfeife, und schlief Montags wieder ein. Wie es um die fortschreitende Geistesbildung dieses Zionswächters ausgesehen haben möge, ist leicht zu errathen. Auch der Arzt Monet erzählt von einer Kranken, die seit zwey Jahren die ganze Woche schlief, und blos Sonntags erwachte. In der Kirche und bey Tische sorgte sie nun geistlich und leiblich für die ganze Woche.

Popes merkwürdiger lebhafter Traum.

Oft erreichen Träume einen Grad von Lebhaftigkeit, daß man, schon im völlig wachenden Zustande, alle Mühe hat, sich von ihrem Ungrunde zu überzeugen. Vielleicht hat in dieser Rücksicht kaum ein Mensch eine merkwürdigere Erfahrung gemacht, als Pope. Er war so ein erklärter Feind aller Täuschungen und Gespenster, daß er bey aller seiner ausgezeichneten Menschenfreundlichkeit doch keinen Menschen in seinem Diensten behielt der an Gespenster glaubte. Ermüdet von der Reise auf sein Landhaus schläft er einst sehr fest. Ein leises Anklopfen an seiner Thür weckt ihn um Mitternacht. Er erwacht, und rufft unwillig: herein! Ein wohlgebildeter Mann, in spanischer Kleidung, tritt ins Zimmer, nimmt ein Buch, blättert in einigen andern, stellt sie verkehrt in dem Schrank, und erwiedert Popes Fragen mit einem spöttischen Lächeln. Jetzt springt Pope aus dem Bette, zündet Lichter an der Nachtlampe an, ergreift eine Pistole, und klingelt seinem guten Gustav. Pope droht, der Spanier weist seine Brust, läßt sich von dem in stummes Erstaunen versunkenen Pope betasten, reicht ihm den Schlüssel zum Bücherkasten, und geht gravitätisch fort. Jetzt kommt endlich Gustav, versichert, er habe den Spanier auch gesehen, und preißt Gott, daß sein Herr endlich doch auch an Gespenster glauben müsse. Alle seine Leute, versichert er, kenneten schon den gutartigen Spanier, hätten aber aus Furcht vor seinem Gespensterhasse

nie davon gesprochen. Beschämt steht Pope vor seinem Bedienten, der ihm zuredet, sich wieder niederzulegen, was er auch that. Den Bedienten befiehlt er, im Zimmer zu bleiben. Des Morgens beym Erwachen vermißt er seinen Gustav. Er klingelt; dieser klopft und bittet, die Thüre zu öffnen, die Pope immer von innen zuzuriegeln pflegte. Pope erstaunt, fragt dem Bedienten, warum er das Zimmer verlassen hätte, spricht vom Spanier, von Gustavs Dableiben, der doch die ganze Nacht nicht aus dem Bette gekommen war, und nun war das Erstaunen bey beyden gleich groß. Denn kurz, alles war Gaukeley eines lebhaften Traumes gewesen.

Wunderbarer Traum der Fürstin Rakoßy. Des Bischofs von Rouen.

Höchst merkwürdig ist der Traum, der von der Fürstin Rakoßy erzählt wird. Ehe sie von Warschau nach Paris reiste, träumte ihr: sie sey in einem ihr unbekannten Zimmer; ein ihr eben so unbekannter Mann biethe ihr einen Trank an, den sie aus Mangel an Durst verweigerte, worauf dieser sein Anbiethen wiederholte mit dem Zusatze, daß dieß der letzte Trank ihres Lebens seyn würde. Bald darauf trifft die Fürstin in Paris ein, und bekommt das Fieber. Der berühmteste Arzt wird gerufen. Die Fürstin erstaunt; es ist derselbe, den sie im Traum erblickt hatte. Sie erzählt es, setzt aber gefaßt hinzu: ich werde nicht sterben, denn dieses Zimmer ist das nicht, das ich im Traume sah. Wirklich wur-

de sie völlig wieder hergestellt, und vergaß ihren Traum, als ein neuer Umstand sie furchtbar genug daran erinnerte. Sie mußte ihre Wohnung ändern. Kaum betrat sie ihr neues Zimmer, als sie höchst bewegt zu ruffen anfing: „Ich bin verloren, aus diesem Zimmer komme ich nicht wieder heraus!" Die gute Dame hatte Recht. Denn ein unbedeutend scheinender Halsschaden machte sie in diesem Zimmer zur Leiche. — Im Traume sah der Erzbischoff von Rouen eine ihm unbekannte Stadt am Fuße eines Berges liegen, und glaubte eine Stimme zu hören: „Siehe die Stadt an! bleibst du einmal über Nacht in ihr, so wird diese die letzte deines Lebens seyn!" Einige Zeit darauf machte der Erzbischoff eine Reise. Heftig erschrickt er, als er die Stadt Macon vor sich liegen sieht. Sie ist's, die er im Traume gesehen hatte. Er weigert sich, hier zu übernachten. Dringend bitten ihn seine Begleiter, und stellen ihm vor: die Einwohner hätten große Anstalten zu seinem Empfang gemacht; er würde sie tief kränken, wenn er nur durchreisen wollte. „Ihr wollt sagte er, daß ich hier bleibe; gut, es wird mich theuer zu stehen kommen." Und nun erzählte er seinen Traum. Man suchte ihm den Traum auszureden. Er bleibt in Macon, bekommt ein Fieber, und stirbt am dritten Tage. Erfreulicher war der Traum des Cassenrendanten zu Berlin, dem ein treuloser Bedienter eine grosse Summe aus der anvertrauten Casse entwendet hatte. Die Zeit der Berechnung naht heran. Fruchtlos wendet er sich an seine Freunde. Ihm träumt nun es träume ihm, er soll in den und den Hause zwey Treppen hoch gehen, sich aber in Acht nehmen, daß er nicht herunter falle. Hier würde er Hülfe erhalten. Er verlacht den Traum im Traume, sucht wieder umsonst

anderswo Hülfe, und sieht sich endlich doch gezwungen, am folgenden Tage dem Winke seines Traumes zu folgen. Er steigt hinauf in bezeichnetem Hause, aber eingedenk der Warnung, mit Vorsicht. Ohne diese hätte eine kleine Gitterthür, die sich selbst öffnete, indem zu gleicher Zeit eine andere rechter Hand schnell aufgemacht wird, ihm leicht herabstoßen können. Ein Mann, den er in einer großen Gesellschaft ein einziges Mal gesehen hatte, kommt ihn entgegen. Er entdeckt ihm sein Anliegen. „Ach, warum sind sie gestern nicht gekommen? antwortete dieser, ich hätte ihnen mit einer größern Summe, als jetzt helfen können. Doch sollen sie sich nicht umsonst an mich gewendet haben," — und wirklich schaffte der edle Mann Rath. Nicht in dem Grade, aber doch wunderbar genug, war der Traum eines Reisenden, dem seine Börse, aus der er bey seiner Ankunft im Wirthshause den Postillion bezahlt hatte, entwendet wurde. Ihm träumt, ein Gast sage ihm ins Ohr: Ihr Dieb ist ein Mann in einem grauen Mantel, einer Pudelmütze auf dem Kopfe und einer Narbe im Gesicht. Der bestohlene geht zum Wirthe hinunter und fragt: ob in der Wirthsstube ein solcher Mann gewesen sey. Einer der Gäste bejaht es, nun verläßt er das Wirthshaus. Nahe am Wege sieht er einen Menschen hinter einem Gebüsche liegen, und geht auf ihn zu. Dieser erschrickt heftig, fällt vor ihm auf die Knie, und giebt ihm seine Börse. Aber vielleicht noch merkwürdiger, als diese alle war der Traum dessen wir noch gedenken wollen. Eine Dame kannte keine süßere Beschäftigung, als das Lesen der Briefe ihres inniggeliebten Gemahls, den seine militärische Bestimmung auf eine Zeitlang von ihr getrennt hatte. Einst schlief sie mit einem solchen Briefe in der Hand,

der die tröstenden Versicherungen von seinem Wohlseyn enthielt, ein, erwachte aber mit einem entsetzlichen Jammergeschrey: „Mein Mann ist todt! ich sah ihn todtenblaß an einer Quelle unter Bäumen liegen. Ein Offizier suchte sein Blut, das aus einer großen Wunde floß, zu stillen, labte ihn mit Wasser aus seinem Hute, und empfing seinen letzten Seufzer." Umsonst suchte man sie zu beruhigen. Umsonst legte man ihr, da die Todesbotschaft wirklich eintraf, nachgemachte Briefe vor, um sie, die ein heftiges Fieber ergriffen hatte, zu schonen. Sie blieb dabey, und man mußte ihr endlich die traurige Entdeckung machen, die sie abermals aufs Krankenlager warf. Während dieser Zeit täuschte sie einmal die Wachsamkeit der Wärterinn, und malte die Todesscene ihres guten Mannes. Vier Monathe nachher ging sie in die Messe. Ein Fremder ließ sich neben ihr nieder. Mit einem lauten Schrey fiel sie in Ohnmacht. Den ersten Gebrauch, den sie von ihren wiederkehrenden Bewußtseyn machte, war der Befehl, den Fremden, in dem sie den erkannt hatte, der ihres Mannes letzten Seufzer empfing, aufzusuchen. Er kam — mit Erstaunen. Und als sie ihm ihren Nahmen nannte, denn er in der Sterbesstunde ihres Gemahl oft gehört hatte, als sie ihm das Gemählde zeigte, indem die ganze Gegend und die Züge des Sterbenden treu dargestellt waren, als er von jenen ihm unvergeßlichen Auftritte alles und selbst die geringsten Umstände von der weinenden Wittwe hörte, eine treffende Darstellung sah; wer konnte es ihm verdenken, daß er vor Verwunderung völlig ausser sich war?

Wir läugnen nicht, daß diese Träume höchst auffallend seyen, und befinden uns in keiner geringen Verlegenheit, da sie von glaubwürdigen Zeugen herrühren,

und wir doch um alles in der Welt Willen, dem Aberglauben und der Wunderliebe nicht das Wort reden möchten. Wir wagen es auch nicht, ihnen eine natürliche Deutung zu geben, was mehrere nicht ohne Zwang versucht haben. Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, wie viel bey solchen Geschichten auf Rechnung der Einbildungskraft, des Zufalls und des nachherigen Ausschmückens der Erzählung zu setzen sey. Auch wollen wir hier die unwiedersprechliche Erfahrung, nicht zu Hülfe nehmen, daß man in wachenden Zustande etwas ohne deutliches Bewußtseyn sehen könne, wovon das Bild im Traume deutlicher vorschwebt.

Anführung einiger Beyspiele und Aeußerungen von Kranken während ihres magnetischen Schlafes im 4ten Grade.

Fast alle Kranke fühlen sich während der Dauer ihres magnetischen Schlafes im vierten Grade in einem angenehmen und höchst behaglichen Zustande versetzt. Alle ihre Körperbewegungen drucken eine ungewöhnliche Leichtigkeit aus, dagegen sie im wachenden Zustande oft nicht vermögend sind, das Bett zu verlassen; das Gesicht ist mehr geröthet, und die Züge desselben scheinen sich zu einem sanften Lächeln hinzuneigen, so wie überhaupt aus dem ganzen Seyn ein höherer Ausdruck des Lebens und Frohseyns hervorgeht.

Hat der Kranke erst einigemahl diesen vierten Grad erreicht, so bedarf es, um ihn in der Folge wieder in diesen magnetischen Zustand zu versetzen, nicht mehr der unmit-

unmittelbaren Berührung von seiten des Magnetiseurs, sondern der Kranke verfällt auch schon augenblicklich in Crise, wenn ihn der Magnetiseur anhaucht, oder ihm mit festen Blicken ins Auge sieht, oder auch nur das in einem Spiegel sichtbare Bild des Kranken aus der Ferne magnetisirt, oder entlich, indem er sich bloß in der Nähe des Kranken aufhält.

Ist der magnetische Schlaf erst durch öfteres Erneuern gewissermaßen habituell geworden, so erfolgt er auch ohne vorhergegangene Einwirkung des Magnetiseurs, bey irgend einer äußern oder innern Veranlassung, als z. B. bey Gemüthsbewegungen. Sehr häufig tritt er aber auch ohne irgend eine bemerkbare Veranlassung ein, und zwar gewöhnlich nach dem Metrum gewisser Typen, die jedoch nach der individuellen Beschaffenheit des Kranken manche Verschiedenheit erleiden.

Ein solcher magnetischer Zustand dauert gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch, vorzüglich wenn er von selbst eintrat, eine und mehrere Tage andauern, wobey dann der magnetische Schlaf in den natürlichen, und dieser, statt in das Wachen, wieder in den magnetischen u. s. f. übergeht. Der magnetische Schlaf vertritt demnach die Stelle des Wachens, und gestattet dem Kranken alle Geschäfte zu unternehmen, die sowohl seine Krankheit als auch der individuelle Standpunkt seiner Sinnlichkeit ihm zulassen.

Die gewöhnlichen Ausleerungen sind in diesem Zeitraume fast immer aufgehoben, erfolgen aber nachher um so häufiger und coriöser.

Der Kranke besitzt im Zustande des Somnambulismus eine äußerst genaue Zeitberechnung, und bestimmt daher fast immer im Voraus die jedesmahlige Dauer sei-

nes Schlafes, und erwacht dann, entweder von selbst, pünktlich zu der von ihm vorher bestimmten Zeit, oder läßt sich durch Beyhülfe des Magnetiseurs zu einer gegebenen Zeit erwecken.

Von allen dem, was während des magnetischen Schlafes mit dem Kranken vorgenommen worden ist, und was er in dieser Zeit wahrgenommen, gedacht, gesagt und gethan hat, besitzt er im Wachen entweder nur eine sehr dunkle, oder gar keine Rückerrinnerung; kommt er aber wieder in diesen Zustand, so erinnert er sich alles dessen sehr genau. — Die bisher genannten Erscheinungen können mehr oder weniger zugegen seyn ohne das die Bestimmung des Grades dadurch eine Abänderung erleidet; diese Erscheinung darf aber nie fehlen, und sie ist nur allein das einzige Charakteristikon des vollkommenen magnetischen Somnambulismus.

Nur in den beyden Fällen wird ein Übertragen dunkler Ideen in das Wachen möglich, wenn entweder der magnetische Schlaf, bey schon erfolgtem Übergange in die Gesundheit, bereits an Intensität verloren hat, oder wenn die während desselben statt gehabten Ideen von vorzüglicher Lebhaftigkeit und Stärke waren, so, daß sie in dem Traum der darauf folgenden Nacht reproducirt und hieraus als Traumerinnerungen, in den wachenden Zustand mit herüber genommen werden.

Nasse hat das Verdienst, auf diese letztere Erscheinung zuerst aufmerksam gemacht zu haben, indem er von seiner Somnambule folgende Beobachtung mittheilte: „Wenn die Crisen gegen vier, fünf oder sechs Uhr Abends geendigt waren, so dauerte jenes Unvermögen (sich des während der Crise vorgegangenen zu erinnern) so lange fort, als die Kranke wach blieb. Nur den in der

nun folgenden Nacht erscheinenden Träumen war es vergönnt, die Bilder, die die wirklichen Vorgänge der Crise in der Phantasie und dem Sinnorganen zurückgelassen hatten, wieder zu erleuchten, und der Schlaffenden als Traumerscheinungen vorzuführen. Als Traumerscheinungen; denn jene Bilder erscheinen nicht mit der Andeutung eines in der Wirklichkeit da gewesenen Vorbildes, also nicht als Erinnerungen, sondern als freye Produkte des Traumes, als Originale, nach der bey Träumen gewöhnlichen Art. Von diesen nächtlichen Erscheinungen erzählte dann die Kranke am andern Morgen ihrem Stubengenossen, wie man ihr z. B. Heftpflaster auf beyde Augen gelegt, und sie dennoch gefärbte Papiere erkannt habe, oder wie sie im Sand vergrabene Metallscheiben herausgefühlet (wirkliche Vorgänge der Crise) und wie das alles so ungeräumt sey. Sie war dabey ohne die mindeste Vermuthung, daß dem Spiele des Traumes wirklicher Ernst zum Grunde liege. Diese Reproductionen des Traumes gingen oft in die einzelnste Nachahmung der Wirklichkeit, und es geschahen für mehrere Handlungen kurze Gespräche vollständig, nur selten fragmentarisch. Sie erscheinen mehrere Wochen lang während der ganzen Dauer der täglichen Crisen, in jeder Nacht ohne Ausnahme, so, daß die Somnambule sehr oft bey solchen mit ihr angestellten Versuchen, die für sie etwas Auffallendes hatten, (in der Crise) die Bemerkung machte, dieser oder jener Act des Experiments werde ihr nun in der nächsten Nacht im Traume vorkommen, was denn auch nicht selten wirklich geschah."

In sehr naher Verbindung mit dieser Erscheinung steht folgender, von Mouillesaux angestellter Versuch: — Dieser Magnetiseur befahl einer seiner Kran-

ken während sie in der Crise war, am andern Tage zu einer bestimmten Zeit bey Jemanden einen Besuch abzustatten, wo sie sonst nicht hinzugehen pflegte. Obgleich dieser Auftrag der Kranken gewisser Privatverhältnisse wegen sehr unangenehm seyn muste, so versprach sie ihm dennoch auszuführen, weil ihr Magnetiseur es wünschte. Mouillesaux erwekte nun die Kranke aus dem magnetischen Schlafe, gebrauchte alle mögliche Vorsicht, daß sie im wachenden Zustande von ihren Versprechen keine Kunde erhalten konnte, und verfügte sich am andern Tage noch vor der festgesetzten Zeit mit einigen seiner Freunde nach dem bestimmten Orte. Mit dem Glockenschlage erschien die Kranke vor dem Hause, ging mit ängstlicher Unentschlossenheit mehreremahl vorüber, und trat endlich mit sichtbarer Verlegenheit ins Zimmer. Mouillesaux beruhigte sie gleich, indem er sie nun mit dem Vorgange bekannt machte; worauf sie ihm dann erzählte, daß ihr seit dem Augenblicke ihres heutigen Erwachens beständig der Gedanke vorgeschwebt habe, um die und die Zeit hierher zu gehen; sie habe sich dieß auszureden gesucht und sich mehrere Gegenvorstellungen gemacht, allein vergeblich; als die bestimmte Zeit herbeygekommen sey, habe sie eine innere Unruhe und Angst befallen, von welcher sie sich nur dadurch habe befreyen können, daß sie sich auf den Wege machte.

Erhebung des Kranken von 4ten Grade des magnetischen Schlafs zum 5ten Grade. Mittheilung der Kranheitsgefühle des Magnetiseurs an den Kranken. Eigene Verordnungen und richtige Erkenntniß des Kranken seiner innern Zustände. Nebst äußerst merkwürdigen Erzählungen von Hufeland, Gmelin, Heineke, ꝛc. über den Zustand ihrer Kranken während und nach dieser Crise:

Der Zustand, welcher den vierten Grad zum fünften erhebt, erfolgt nicht immer leicht und schnell, sondern wird oft erst durch wiederholte Anstrengungen des Magnetiseurs und des magnetischen Subjectes, in dem jener die Aufmerksamkeit des Kranken unabläßig auf dessen inneren Zustand heftet, und ihn in sich zurücktreibt, mühsam herbeygeführt. Der Kranke gelangt dann durch sein verstärktes Gemeingefühl und erhöhtes Bewußtseyn zu jener innern Selbstbeschauung mittelst welcher er seinen Körper in den kleinsten Theilen zu durchspähen vermag.

Fr. Hufeland bemerkte, daß seine Clairvoyante nur dann mit vorzüglicher Deutlichkeit einen jeden Theil durchschauen konnte, wenn er seine Hand darüber hielt. Wurde diese innere Wahrnehmung nicht auf die angezeigte Weise künstlich durch den Magnetiseur bewirkt, sondern entstand sie unwillkührlich, so betraf sie gewöhnlich solche Theile, welche sich in einen gereitzten Zustande befanden, oder gerade der Sitz eines Krankheitssymtoms waren.

Die wahrgenommenen Bilder waren der Kranken immer widrig, und erregten unangenehme Empfindungen; sehr häufig drängten sie sich der Kranken von selbst auf, und diese war dann bey aller Mühe nicht vermögend sich derselben zu erwehren. Doch war zu dieser innern Anschauung immer eine gewisse Ruhe des Geistes und Körpers erforderlich, und nie erfolgte sie, wenn die Kranke durch häftige Krämpfe und Phantasien beunruhigt wurde. — Gmelin bemerkte an seiner Kranken, daß sie auch in Beyseyn ihr widriger Personen nie ihre inneren Zustände deutlich wahrnehmen konnte.

Fischer fragte seinen Clairvoyant einstmahls, ob er gar nichts in sich sähe, worauf dieser erwiederte, er sähe allerdings seine Hand, aber nur die hellen durchsichtigen Bänder derselben; er sähe sie aber nicht mit den Augen; die Art wie er sie empfände, könne er nicht beschreiben. So bemerkte er einen weißen Strick, der sich vom Halse bis in die Nabelgegend erstreckte, und sich dann verlöre; er wäre fingersdick, und in bestimmten Intervallen, würde er breiter, und wie knotig (nichts anders, als das Rückenmark). Während der folgenden Crise zeigte er alles dieses deutlicher, sagte, daß sich der weiße Strick in der Nabelgegend in Fäden zertheile, die er mit den Fingern, bis in die Mitte der Schenkel verfolgte; aus einem der obern Knoten des Rückenmarks gingen ähnliche Fäden nach den Armen zu, auch kämen aus jeden Knoten welche heraus. Einige Tage nachher sah er neben dem Rückenmarke, und mit ihm parallel zwey sehr feine Fäden laufen, die in bestimmten Zwischenräumen Knoten hätten, und deren unteres Ende er als sich allmählig verlierend angab. (Die Bezeichnung der Intercostalnerven ist hier nicht zu verkennen.) Ausser diesen

hellen Linien sey auch die Herzgrube ganz hell; es seyen hier eine Menge Fäden und einige ausgezeichnet helle größere Stellen (die großen Nervenplexus des Unterleibes). Außer diesen Nerven beschrieb er das Herz als einen hellgrauen Körper, der sich immer kreisförmig bewege und sehr warm sey; ferner die Leber und Milz, nach ihrer Lagen und Größe; beyde seyen marmorirt und hellgrau; in der Mitte der Leber (an der Stelle, wo die Gallenblasse liegt) sey ein ausgezeichneter großer Fleck. Diese Organe sah er, nach seinem Ausdrucke, constant, andere nie. Den Anfang des Rückenmarkes setzte er immer in den Hals; es entspringe hier aus einem Knoten, der größer sey als die übrigen.

Obgleich diese Erscheinung des innern Selbstbeschauens von je an sehr bezweifelt und geläugnet worden ist, so hat sie sich doch durch mannigfache Erfahrungen volkommen bestättigt. Noch vor kurzem erzählte mir ein sehr würdiger Arzt, daß er sich nur gerade hierdurch von den höhern Würkungen des animalischen Magnetismus erst vollkommen überzeugt habe. Er lernte nämlich eine Clairvoyante kennen, welche in Betreff ihrer weiblichen Bildung nicht über die Sphäre einer ganz gewöhnlichen Häuslichkeit hinausgerückt war, und dennoch im magnetischen Schlafe die genaueste Kenntniß von allen Theilen ihres Körpers hatte. So bath er sie z. B. einstmahls, in ihre Augen zu schauen, worauf sie ihm dieses Organ in seinen kleinsten Theilen ganz anatomisch richtig beschrieb, jedoch mit einer ihrem Sprachvermögen angemessenen Terminologie.

Vermöge dieser genauen Kenntniß seines innern Körpers, bestimmt der Clairvoyant nicht nur sehr treffend den Sitz und die Beschaffenheit seiner Krankheit, sondern es ent-

wickelt sich auch zugleich in ihm ein Instinkt, welcher ihn die zu seiner Wiederherstellung nöthigen Heilmittel wissen läßt.

Heineken's Kranke sagte: „Ich sehe das Innere meines Körpers, alle Theile scheinen mir gleichsam durchsichtig und von Licht und Wärme durchströmt; ich sehe in meinen Adern das Blut fliessen, bemerke genau die Unordnung, welche in dem einen oder dem andern Theile sind, und denke aufmerksam auf Mittel, wodurch dieselben gehoben werden können, und alsdann kommt es mir vor, als ob mir Jemand zuriefe; dieses oder jenes mußt du gebrauchen.„

Bisweilen verordnet sich der Clairvoyant selbst solche Heilmittel, deren er sich im Wachen nur mit dem größten Widerwillen bedient, und fordert ausdrücklich, daß man ihn zum Gebrauche derselben anhalten, so wie er auch bisweilen darauf dringt, ihm nachtheilig wirkende Dinge, die ihm im Wachen höchst angenehm sind, mit Gewalt zu verweigern.

Wenn er auch die Arzneymittel dem Nahmen nach nicht kennt, so beschreibt er doch ihre nöthigen Eigenschaften so bestimmt, daß sie der Arzt bald errathen kann; Sind Arzneykörper in seiner Nähe, so erkennt er sogleich die rechten vor allen andern, indem er sie entweder betastet oder gegen die Herzgrube hält.

Er bestimme auch die seinem Zustande angemessene Dosis derselben, und weiß es nachher sehr genau, wenn er solche nicht ganz erhalten hat. — Weinholt machte hierüber mehrere Erfahrungen. So verordnete sich z. B. eine seiner Clairvoyanten, in Verbindung mit noch andern gewürzhaften Arzneykörpern, eine sehr starke Dosis Crocus, die ihr aber aus Vorsicht

nicht ganz gereicht wurde. Beym Einnehmen dieser Arzney, welches im wachenden Zustande geschah, ahnete sie nichts von dieser Täuschung, bemerkte es aber sogleich, als sie in Crise verfiel, und machte Weinholt darüber bittere Vorwürfe. Da dieser endlich sah, daß er seine Kranke nicht mehr täuschen konnte, sie aber sehr in ihn drang, so gab er ihr endlich die ganze Dosis, wornach dann auch, wie es die Clairvoyante vorher versichert hatte, keine üblen Folgen entstanden.

Ausser dieser Angabe der Heilmittel bestimmt der Clairvoyant auch die seinen jedesmaligen Zuständen angemessenen Art und Weise des Magnetiseurs, und leitet somit die ganze Cur.

Nächst dieser richtigen Erkenntniß seiner innern Zustände, und der Angabe eines richtigen Heilverfahrens, besitzt der Clairvoyant auch noch das Vermögen, nicht bloß den Eintritt, die Dauer und Stärke seines magnetischen Schlafes, sondern auch alle ihm bevorstehende Krankheitserscheinungen, bisweilen auf mehrere Monathe lang, im Voraus zu bestimmen; und die Erfahrung hat es bewiesen, das alle dergleichen Prognostica auf das pünktlichste eintrafen.

Bemerkt der Clairvoyant etwa, daß vor der Erfüllung seiner Aussage unvorhergesehene Einflüsse auf seinen Körper einwürken, und dann eine Änderung hervorbringen könnten, so spricht er bedingungsweise, und jenachdem nun diese erwarteten zufälligen Ereignisse erfolgen oder nicht, so trifft dann die eine oder die andere Vorhersagung ein.

Dieß tiefe Insichhineingehen beschränkt sich nicht bloß auf eigene Zustände des Clairvoyants, sondern erstreckt sich auch auf die durch magnetischen Rapport mit ihm

verbundenen Personen, deren Empfindungen ihm jedesmahl mit übertragen werden.

Setzt sich daher eine fremde Person, welche ohne Vorwissen des Clairvoyants, an Krankheitsgefühlen leidet, mit demselben durch Berührung in Verbindung, so leidet er gleichzeitig an denselben Gefühlen, und zwar so lange, als die Berührung andauert. Steht er mit einigen Personen schon in einem natürlichen Rapport, so gewahrt er die jedesmahlige Empfindungen desselben auch ohne unmittelbare Berührung, so bald sie sich nur in seiner Nähe aufhalten. — So erwähnt Gmelin einer Dame, welche während des magnetischen Schlafes, mit ihrer verheiratheten Schwester in einem solchen natürlichen Rapport stand, und daher unter andern jedesmahl eine saugende Empfindung an einer Brustwarze hatte, wenn die Schwester ihren Säugling stillte.

Zwischen den Magnetiseur und dem Clairvoyant ist diese Sympathie am allerstärksten und auffallendsten. — Hielt Gmelin eine Taschenuhr gegen sein rechtes Ohr, so glaubte die Kranke, sie vor ihren eigenen linken Ohre, und so umgekehrt zu hören, vernahm aber nichts, bald sie ihr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Dagegen bemerkte sie aber jedesmahl den Gang der Uhr mittelst der Herzgrube, die Uhr mochte nun gegen ihr oder des Magnetiseurs Herzgrube gehalten werden. — Fischer erwähnt eines solchen Mitgefühls auch in Beziehung auf das Geschmacksorgan. Einer seiner Freunde, der ebenfalls einen Kranken magnetisch behandelte, nahm als dieser im magnetischen Schlafe war, und er sich mit ihm in Berührung gesetzt hatte, Pfeffer in den Mund, den der Kranke sogleich mit Wiederwillen schmeckte; dasselbe geschahe, als er Salz auf die Zunge brachte; und

als der Magnetiseur Wein trank, so gab der Patient sein Wohlbehagen durch freundliche Mienen zu erkennen. — Am häufigsten äußert sich diese Sympathie in dem erhöhten Gemeingefühle des Kranken. — Wenn Fischer, indem er seinen Kranken bey der Hand faßte, stark hustete, so mußte dieser, eines heftigen Juckens im Kehlkopfe wegen, auch husten. — Als Tardy aus einer Electrisirmaschine Funken auf sich einströmen ließ, hatte seine, mit ihm nicht in Berührung stehende Kranke dieselben Empfindungen, wie er; und Gmelin's Kranke fühlte an derselben Stelle ihres Körpers einen Stich an welcher sich ihr Magnetiseur mit der Nadel stach.

Sehr oft wird dem Patienten nicht bloß das jedesmahlige Krankheitsgefühl des Magnetiseurs mitgetheilt, sondern die Krankheit selbst mit übertragen, welche dann auch für den wachenden Zustand andauern kann. Gmelin magnetisirte z. B. zu einer Zeit, wo er an Diarrhoe litt, und der Kranke bekam denselben Tag Durchfall mit Stuhlzwang und brennenden Schmerz im After; und Fischer stach sich bey seinen Versuchen einige Mahl derb an der Insertion des Deltoideus worauf der Kranke noch den folgenden Tag an der nähmlichen Stelle seines Körpers an einem heftigen Schmerz und einer harten Geschwulst litt.

Auch Gemüthsaffecte des Magnetiseur können während der magnetischen Behandlung auf den Kranken übergehen.

Bisweilen erreicht die Sympathie zwischen dem Magnetiseur und seinen Kranken eine solche Höhe, daß sie auch selbst dann Staatt hat, wenn beyde von einander entfernt sind. Weinholt behandelte eine Clairvoyante, die, als er einmahl krank wurde, und sie eine

geraume Zeit nicht besuchen konnte, nicht nur alle Beschwerden ihres abwesenden Magnetiseurs mit empfand, sondern auch, als dieser eine Abführung und in der Folge ein Brechmittel nahm, zur selbigen Zeit ebenfalls Durchfall und Erbrechen bekam. — Man will auch sogar bisweilen ein reciprokes Verhältniß, in Bezug auf den Magnetiseur, bemerkt haben.

Merkwürdige Schlafwandler. Wähner, Castelli, und andere.

Eine sonderbare Erscheinung, die äußerlichen Handlungen, die der Schlafende und Träumende zuweilen vornimmt; Handlungen, die er, ohne den Gebrauch seiner äußerlichen Sinnenwerkzeuge zu haben, mit einer Richtigkeit und Gewißheit verrichtet, worüber man in stummes Erstaunen versinken muß. Dieß geschieht von den so äußerst merkwürdigen Schlafwandlern, den sogenannten Mondsüchtigen. Sah man nicht Schlafwandler, in den tiefsten Schlaf versunken, Dinge leisten, die weit über ihre Kenntnisse und Fertigkeiten gingen, Dinge, wozu sie im wachenden Zustande weder Muth, noch Kraft besessen, und die sie, hätte man sie ihnen zumuthen wollen, mit den größten Wiederwillen abgelehnt haben würden? Sah man sie nicht auf steile Dächer steigen, und festen Trittes einhergehen, ganz unbekannte Gegenden sicher durchwandeln, auf allerley Umwegen, auf denen sie ohne Führer im wachenden Zustande sich nicht zurecht gefunden hätten, den Heimweg nicht verfehlen, den Hindernissen, die man ihnen in den

Weg legte, ausweichen, und einen andern Pfad einschlagen? Ja, was noch mehr ist, sah man sie nicht manche Dinge, die ihren gewöhnlichen Geschäften entsprachen, mit der größten Genauigkeit vornehmen, hörte man nicht Schlafwandler alle an sie gerichteten Fragen beantworten, Reden und Gedichte hersagen, und das alles treffender und zusammenhängender, als sie wachend nicht vermocht hätten? Lange hatte sich Wähner, Professor in Göttingen, geplagt, einen Gedanken in zwey griechische Verse zu bringen. Einmahl steht er Nachts vom Bette auf, klingelt um ein Licht, und schreibt die Verse ihm völlig unwissend hin. Am andern Tage nimmt er die Arbeit wieder vor, und bemüht sich, den Vers, den er wünschte, zu Stande zu bringen, als er plötzlich die ohne alles Bewußtseyn im Schlafe verfertigten Verse findet, und in seinem Erstaunen, durch die, die ihm Licht gebracht hatte, bestärkt wird. Ein Jesuite predigte im Schlafe vortrefflich, und disputirte mit nicht gemeinem Scharfsinne. Bey Leipzig lebt ein Prediger, der Nachts im Schlafe öfters aufsteht, an seinen Predigten arbeitet und feilt, und Gedanken und Sprache richtig verbessert. Von drey Brüdern, die einst auf dem Schlosse zu Bernstein schliefen, stand einer nackend auf, nahm sein Hemd in die Hand, und ging ans Fenster. Hier hing ein Strick vom Boden herunter. An diesem kletterte er auf das Dach hinauf, nahm ein Vogelnest aus, und wickelte die Jungen in sein Hemd. Jetzt stieg er wieder herab, und ging zu Bette. Beym Erwachen erzählt er dieses als einen Traum, bis sich die jungen Vögel fanden, die die Schlafhandlung außer allen Zweifel setzten. Aber einer der merkwürdigsten Schlafwandler war der Apotheker Castelli, in Mailand. Nur

ein par Züge aus seiner Geschichte und den Beobachtungen glaubwürdiger Männer über ihn. Einst stand er auf, nahm in seines Herrn Porati's Zimmer ein Buch aus dem Schranke, setzte sich zu einem Lichte und las. Man nahm ihm das Licht weg, und er ging nun an ein Fenster, und sagte: es wird trüb, wir bekommen Regen. Da man ihm das Licht wieder gab, so fing er laut und vernehmlich an zu lesen. Bey nochmahligem Wegnehmen des Lichtes mochte er glauben, eine sich nähernde Ohnmacht mache ihm so dunkel vor den Augen; er rieb sie aus und sagte: mir ist nicht wohl. Ein andermal stand er im Schlafe auf, zündete Licht an, und fing an, mit Hülfe eines Wörterbuchs eine vollkommene gute Übersetzung zu machen. Zum öftern putzte man ihm das Licht aus. Ohne die übrigen Lichter, die im Zimmer waren zu bemerken, ging er jedesmal in die Küche, und schlug Licht. Er schien zu glauben, der Wind blase ihm das Licht aus, und schloß daher die Fensterläden. Verständig unterredete sich Castelli im Schlaf mit seinem Principal über eine Pflanze. Um diesen Schlafwandler zu beobachten, kam einmal ein Arzt bey Nacht, und legte seinen Degen neben die Kellerschlüssel in der Apotheke. Castelli sieht den Degen, und geht hinauf, um seinen Herrn zu wecken. Dieser war schon aufgestanden und antwortete ihm; aber Castelli hört ihn nicht, bis er sich aufs Bette legt und nun von hier aus dem mit kluger Vorsicht, damit die Frau nicht erwache, Rufenden antwortet. Er beruhigte ihn, doch wird Haussuchung gehalten, und Castelli kennt und hört keinen Menschen außer Porati. Man bringt ihm, dem noch immer fortschlafenden, Recepte, er macht sie nimmt das Geld ein, gibt heraus, und weist unschickliche Recepte, mit denen man ihn auf die Probe stellte, zu-

rück. Ein andermahl machte man den Versuch, unter ein solches Recept den Nahmen eines berühmten Arztes zu schreiben. Castelli weigerte sich, es zu machen, und hohlt endlich seinen Herrn. Mit diesem geräth er in einen Wortwechsel darüber. Castelli beharrt auf dem Zurückschicken des Receptes, weil es besser wäre, den Arzt zu beleidigen, als den Kranken zu tödten. Den Gebrauch des Gesichts hatte Castelli in diesem Zustande, vom Geruch aber war keine Spur bey ihm wahrzunehmen. Wenn man ihn anblies, so schlief er völlig ein, und das Schlafreden und Schlafhandeln war zu Ende. — Der Schlafwandler Negretti verrichtete im Schlafe alles, was ihm als Bedienten oblag.

Verlust der Personalität.

Sonderbar ist die Erscheinung, die man in das Gebiete des Wahnsinnes, der Geistesabwesenheit, der Verstandesverwirrung rechnen kann, und die häufig mit ihnen verbunden ist, daß der Mensch durch irgend eine Störung in der Thätigkeit seiner Lebensgeister, durch eine andere Richtung, die sie erhalten, das Bewußtseyn seines gegenwärtigen Zustandes, ja seiner ganzen Persönlichkeit verlieren kann. So lag der in der Schlacht am weißen Berge bey Prag (1620) schwer verwundete General Pappenheim unter den zahlreichen Opfern dieses blutigen Tages, und war sich zwar seines Daseyns, nicht aber seines Zustandes bewußt. Er hielt sich für todt, zwei-

felte aber mit sich selbst wohin er in der andern Welt versetzt worden sey. „Im Himmel, dachte er bey sich selbst, kann ich nicht seyn. Denn ich fühle nichts von Freuden. In der Hölle auch nicht, da ich keine Schmerzen leide. Vermuthlich befinde ich mich an einem dritten Orte vielleicht im Fegfeuer. Ich muß mich nur umsehen, was ich da für Gesellschaft habe.“ Jetzt strengte er sein ganzes Wesen an, um sich umzuwenden, und diesem Versuche allein hatte er es zu verdanken, daß man ein Zeichen des Lebens an ihm bemerkte, und ihn unter den Todten hervorzog. Wie oft glaubte ein Wahnsinniger ein ganz andrer zu seyn, als er wirklich war, schmückte sich im Irrenhause mit Krone und Ordensband, gab Bescheide, und ertheilte Würden. Ja manchmal sah man einen sich als mehrere Personen zugleich zu denken. Aus dem Tagebuch eines Arztes, der einen andern Arzt an einer langwierigen Krankheit zu behandeln hatte, führen wir die höchstmerkwürdige Erscheinung an, daß der kranke Arzt sich allein für drey Personen hielt. Er litt an dreyerley, an Engbrüstigkeit, am Durchliegen in der Gegend des heiligen Beins, und an einem brandigen Fuße. Diese drey Übel hielt er für drey Personen. Das erste nannte er das alte Weib, das zweyte den Unteroffizier, das dritte das kleine Kind. Bey allen übrigen Zeichen eines vollkommen gesunden Verstandes sprach er nie anders von diesen drey Leiden, als unter den Nahmen, die wir angeführt haben. In den letzten Tagen seiner Krankheit nannte er den Spuckkasten beständig den blechernen Brief. So war ein anderer Kranker durchaus nicht zu überzeugen, daß nicht ein andrer neben ihm läge. Bald hielt er diesen für sich selbst, bald für einen andern. Er bildete sich zuweilen ein, sein Bettgenosse sey völlig gesund,

und

und haßte ihn deßwegen bitter, besonders daß er ihm einem Theil des Platzes wegnähme, und war vorzüglich dann über ihn aufgebracht, wenn er ihn für sich selbst hielt, daß er, da er doch nichts vor ihm voraus hätte, gesund sey.

Cornaro der Held in einer festen Lebensordnung, und mäßigen Diät.

Was eine feste Lebensordnung und mäßige Diät vermöge, und wie durch eine gewisse Strenge in derselben selbst ein schwächlicher Körper allmählig stärker und gesünder werden könne, zeigt der Venetianische Edelmann Cornaro an seinem Beyspiele. Von Geburt an war sein Körper schwächlich, und zwischen den dreyßigsten und vierzigsten Jahre seines Lebens hatte er mit einer Menge von Übeln zu kämpfen, die nicht selten die treuen Hausgenossen und Gesellschafter der höhern Stände und einer schwelgerischen Lebensart sind: Magenweh, Colik, schleichendes Fieber, Gicht. Fruchtlos behandelten ihn die berühmtesten Ärzte; sie mußten endlich eingestehen, daß ihre Kunst jetzt nichts mehr vermöge, und riethen ihm, statt weitern vergeblichen Versuchen mit Arzneyen, zwischen einen baldigen Tod, der bey seiner bisherigen Lebensweise höchstens in zwey Monathen erfolgen müßte, und einer äußerst strengen Diät zu wählen. Er entschied für die letztere, und blieb seiner neuen, äußerst einfachen und pünktlichen Lebensordnung mit einer Festigkeit getreu, die ihm wahre Ehre macht. Von die-

ser Zeit nahm er täglich an fester Nahrung: Brod, Brühe, Eyerdotter, Fleisch und Fisch nur drey Viertel Pfund, an flüssiger zwey Loth mehr zu sich. Dabey suchte er Erhitzung, Erkältung, schlaflose Nächte und zu starke Bewegung sorgfältig zu vermeiden. Bald fanden sich die wohlthätigsten Folgen ein, und die gewohnten Übel nahmen eines nach dem andern Abschied. Wie fest und gesund sein Körper geworden sey, bewies Cornaros baldige Erhohlung von einem gefährlichen Zufalle. Einst wurde er in seinem Wagen umgeworfen; die wilden Pferde schleppten ihn eine beträchtliche Strecke weit mit fort, Kopf und Brust wurden sehr stark beschädiget, ein Arm und ein Bein aus dem Gelenke gerissen. Man wollte eine Aderlässe und abführende Mittel anwenden. Cornaro blieb standhaft dabey, bey seiner Lebensart befinde sich in seinem Körper nichts Überflüssiges, und er bediente sich bloß der äußerlichen Hülfe des Wundarztes. In kurzer Zeit genas er zum Erstaunen der Ärzte, die hier gestehen mußten, daß die Kraft der Natur mehr geleistet habe, als alle Heilmittel nicht ausgerichtet haben würden. Auch ein schwerer Familienprozeß, über dessen Verlust sich zwey Brüder Cornaros zu Tode grämten, hatte auf seine Heiterkeit und Gesundheit nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß. In seinem 79ten Jahre ließ er sich von den Ärzten und seiner Familie bereden, täglich vier Loth mehr an Nahrung zu sich zu nehmen. Nach zehn Tagen schon fühlte er sich weit mehr geschwächt als gestärkt, und Colik, Fieber, Niedergeschlagenheit riethen ihm bald, zu seiner vorrigen Lebensweise wieder zurückzukehren. In seinem 83ten Jahre schrieb er die Geschichte seiner Lebensordnung. Er war damals noch ein gesunder, munterer, kräftiger Mann. Alle seine Sin-

nen leisteten ihm ihre Dienste; seine Stimme war stark und rein, wenn er mit seinen eilf Enkeln sang; er konnte noch Berge erklimmen, und ohne Hülfe zu Pferde steigen; seine Laune blieb immer heiter, wie ein damals von ihm geschriebenes Lustspiel zeigt. In dieser höchst glücklichen Lage blieb er fast noch 40 Jahre, und man sah an ihm keine der mürrischen Launen, bemerkte keine Spur von der Unzufriedenheit mit der ganzen Welt, die nicht selten das höhere Alter begleiten. Daß überhaupt aber sehr wenig Nahrung kein Hinderniß einer festen Gesundheit sey, sah man schon an manchen Beyspielen. Unbegreiflich war es, wie ein gewisser Amtmann von so wenig Nahrung, als er zu sich nahm leben konnte. Er sah wohlgenährt aus, war Vater einer zahlreichen Familie und seiner Körperstärke wegen gefürchtet. Oft sagte er, wenn man über die wenige Nahrung, die er genoß, erstaunte; ich lebe von der Luft, die gewöhnlichen Speisen wiederstehn mir." Außerordentlich liebte er den Aufenthalt auf Bergen, schien den Wind, gegen den er lief, mit Wollust einzusaugen, und kam von da immer gestärkt und gesättiget zurück.

Hohes Alter.

Einigen Nachrichten davon fehlt es an der Zuverläßigkeit, die man ihnen wünschen möchte. Dieß ist der Fall mit den beiden Ungern Johann Kowen und Peter Zarten; deren ersterer 172 Jahre und in einer 147 jährigen Ehe mit seiner Gattin, der andere 185

Jahre gelebet haben soll. Aber unstreitig ists, daß Heinrich Jenkins im Jahre 1690 in der Grafschaft York in einem Alter von 169 Jahren starb. Deutlich erinnerte er sich dessen, was seit 140 Jahren geschehen war, und als mehr als ein hundertjähriger Greis konnte er noch recht gut zu Fuße gehen, ja wohl auch schwimmen. Er hatte Heinrich den VIII. gesehen, und erinnerte sich im Treffen bey Floweden 1513 als ein zwölfjähriger Knabe mit einem Pferde gegenwärtig gewesen zu seyn, welches man mit Pfeilen beladen hatte. Nur 9 Jahre weniger lebte Joseph Surrington der 1797 im 160 Jahre seines Lebens in Norwegen starb. Bis in seinen Tod behielt er seine Sinnen und seinen Verstand. Sein ältester Sohn war bey seinem Tode 103 der jüngste 9 Jahre alt. Ihn erreichte bis auf 8 Jahre Thomas Pare, der sich in der königlichen Küche eine Indigestion, und durch sie den Tod hohlte. Ihn fragte Carl der I. einst: Pare, ihr habt länger gelebt, als andere Menschen, was habt ihr auch mehr gethan als sie? Aus dem Stegreif antwortete er: Kirchenbuße im hundertsten Jahre. Das Madriter Journal vom Jahre 1779 im December erwähnt ein Schreiben aus Südamerika, worin bezeugt wird, daß darin eine Negerinn von 175 Jahren gelebt habe. Der älteste Deutsche, von dem wir wissen, ist Georg Wunder, der im Jahre 1761 im 136 Jahre in Greiz starb. In drey Jahrhunderten von 1587 — 1702 lebte der Italiener Hupazoli. Er war sehr mäßig machte sich fleißig Bewegung, trank bloß Wasser und zu gewissen Zeiten den Saft von Skorzonenwurzel. Nie ließ er zur Ader, nie nahm er Arzney. In seinem hundertsten Jahre wurden seine grauen Haare schwarz und das 113 brachte statt der 109 verlornen Zähne vier neue. In 22 Bänden hinterließ er alles aufgezeichnet was er gethan

hatte. Acht und neunzig Jahre hatten Claude Cotteril und seine Gattin in Philadelphia in der friedlichsten Ehe gelebt, als sie innerhalb drey Tagen er im 120ten und sie im 115ten ihre Laufbahn endeten. Im Jahre 1758 starb in der Dauphiné ein Dorfpfarrer von 108 Jahren, der fast alle seine Pfarrkinder, bis auf eines getauft hatte, er stand volle 80 Jahre der Seelsorge vor, er war nie krank und las noch zwey Tage vor seinem Tode die Messe. Vor kurzen starb im Isere-Departement in Frankreich ein Zimmermann von 105 Jahren. Wenige Tage vor seinem Tode traf ihm sein Nachbar an, und fragte: Wohin er gehe? Ins Holz antwortete er. Meine Tochter macht Wellen. Sie ist schon etwas alt (60 Jahre zählte sie), und kommt ohne mich nicht zu Stande. Er aß meist Kartoffeln in Asche gebraten, selten Brod. Hatte er eine erschöpfende Arbeit vor sich, so trank er Milch. Stroh und eine simple Decke war sein Bette. Ohne allen Schmerz hörte er zu leben auf. Höchst interessant ist in Hinsicht auf hohes Alter die im Jahre 1801 bekannt gemachte russische Bevölkerungsliste, in der man nicht nur 438 Menschen findet, die über hundert Jahr alt geworden sind, sondern auch bemerkt, daß 12 ihr Leben auf 120 und vier auf 130 Jahre brachten. Nicht zu vergessen ist, daß diese Liste bloß die griechische Kirche, nicht aber die zahllose Menge derer, die sich zu andern Religionen bekennen, in sich begreift. Zu diesen durch ihr hohes Alter höchst ungewöhnlichen Menschen könnte man noch die rechnen, die bis ein beträchtliches Alter volle Lebenskraft und jugendliches Aussehen erhielten. So war Ninon Lenclos, jene berühmte Epicurerin, bis in ihr 90stes Jahr höchst reizend. Sie hatte Schönheit Witz und Geist in einem

seltenen Grade, aber der höchste Schmuck des Frauenzimmers, Schamhaftigkeit und Tugend, fehlte ihr. Merkwürdiger als sie ist die vor weniger Zeit (1803 den 15ten Jäner) im 106ten Jahre verstorbene Nonne zu Toulouse, Marg. Clergur. Ihre Haare blieben schwarz wie Ebenholz bis in ihren Tod; nicht eine Runzel hatte ihr Gesicht, aber merkliche Spuren ehemaliger Schönheit. Sie erlosch ohne allen Schmerz bey voller Geistesgegenwart. — Noch den Tag vor seinem Tode verrichtete, nach 80jähriger Amtsführung, ein Pfarrer, der 108 Jahre alt gestorben war, alle seine Amtsgeschäfte. In seiner ganzen Gemeinde war nur ein Kind das er nicht getauft hatte. Wahrhaftig ein seltnes Glück, bei einen so hohen Alter in seinem Berufe zu vollenden. Im Jahre 1813 wurde zu Visnyó in Ungern eine Bäuerinn, Namens Eva Znachor begraben, welche nach Ausweis des Taufbuchs der Gemeinde ein Alter von 113 Jahren erreicht hat. Ihre Haare waren noch ganz schwarz und hatten sich fast über die ganze Stirne verbreitet. Sie hatte alle ihre Zähne, die sehr weiß waren, ein gutes Gehör, und ein so scharfes Gesicht, daß sie die um das Schloß Csejtha in Neutrer Comitat weidende Viehgattungen; welches doch viele tausend Schritte hoch ist, von unten unterscheiden konnte; welches jüngere Menschen, die zugegen waren, nicht konnten. Sie wohnte bey einem Enkel aus der vierten Generation, und lehrte einen Knaben von viet Jahren aus der Fünften den Katechismus. Sie hatte zwar alle ihre Sinne, aber der Wohllaut ihrer Stimme war zerstört. — Zu Adria in der Lombardey wohnt ein Canonicus, Namens Rona, der jetzt 110 Jahr alt ist und noch immer sein geistli-

ches Amt verieht. Behielten diese in höheren Alter noch viel jugendliche Kraft, so könnte man sagen, daß in der Familie, von der wir jetzt reden wollen, Jugendkraft bey hohem Alter und sehr frühes Altern vereinigt gewesen sey: Im Jahre 1763 im Dezember starb zu Corino in Rußland Marg. Krebcowna 108 Jahre alt. In ihren 94. Jahre hatte sie den damals 105 jährigen Kaykoul geheurathet, und zwey Söhne und eine Tochter mit ihm bekommen. Diese waren als Kinder schon Greise, hatten schneeweiße Haare, Zahnlücken, ohne je Zähne gehabt zu haben einen gekrümmten Rücken eine runzliche Haut und manche Altersschwachheiten. Gewiß eine merkwürdige Erscheinung.

Ein Greis von 1091 Nachkommen.

Locas Tochaffen, ein Bauersmann im Thal Montane in der Vorder-Österreichischen Herrschaft Arlberg, im Jahre 1612 geboren, hatte, als er starb von seinen fünf Kindern folgende Nachkommenschaft:

5 Kinder (nähmlich die vier Söhne: Johann, Lucas, Peter und Ulrich und 1 Tochter, die verehl. Thom. Fritz.)

87 Enkel, (davon hatte Johann mit 2 Frauen 16; Lucas mit 3 Frauen 19; Peter mit 3 Frauen 27; Ulrich mit 2 Frauen 13, und die Fritzen 12 Kinder

456 Urenkel (darunter hatte Johann 126; Lucas 111; Peter 108; Ulrich 55; und die Fritzen 56 Enkel) und

543 Ur-Urenkel (darunter hatte Johann 142; Lucas 130; Peter 125; Ulrich 86; und die Fritzen 60 Urenkel.)

S. a. 1091 Nachkommen überhaupt. — (Wiener Kirchenlisten, laut Europ. Th. 157 S. 32.

Verjüngung mancher Greise.

Auch in Absicht des Alters gibt es Fälle, wo die Natur ihre gewohnten Pfade ganz verläßt, und den Greis noch einmal verjüngen zu wollen scheint. Sie beginnt dann eine neue Periode, bringt Haare und Zähne neu hervor, und läßt den, den sie schon an den Rand des Grabes geführt hatte, noch einmal leben und blühen. Zwar scheint uns die Geschichte jenes 370jährigen Bengalers, der sich viermal verjüngt haben soll, sammt seinen 700 Weibern mehr als verdächtig zu seyn. Doch gibt es andere merkwürdige Beyspiele von Verjüngung im Alter. Margerethe Verdür, kam in ihren 25ten Jahre in ein Kloster. Ihr Körper war kränklich, und schon im 35ten Jahre glich sie einer abgelebten, zahnlosen Person. Die Altersschwachheiten nahmen immer mehr zu, so daß man erstaunen mußte, wie sie in dem elenden Zustande es bis zum 65ten Jahre bringen konnte. Aber nun änderte sich auf einmal alles; die Haut verlor ihre Runzeln; das Gesicht kam wieder; frische Zähne, jedoch von schwarzer Farbe, füllten den Mund und nun lebte sie in dieser neuen Jugend noch zehn

Jahre, als ein heftiges Fieber sie überfiel, und nach 24 Stunden ihrem Leben ein Ende machte. In seinem hundertsten Jahre bekam ein englischer Minister in Neuchatel frische Haare, neue Zähne, verjüngte Sinnen. Man versprach ihm, jetzt würde er noch hundert Jahre leben. Allein in vierzehn Jahren darauf, starb er. Und welche Jugendkraft zeigte nicht die Natur vorzüglich in hinsicht der Zähne bey einem Manne, der im Jahre 1791 in Pfälzischen starb. Vier Jahre vor seinem Tode bekam dieser damals hundert sechzehnjährige Greis acht neue Zähne, nachdem er schon lange gar keine mehr gehabt hatte. Eine zeitlang thaten sie ihre Dienste, dann fielen sie wieder aus, um neuen Platz zu machen, und so wechselten sie ohne Schmerzen zum öftern, so daß er in dieser Zeit wohl über 50 neue Zähne bekam. Inzwischen sind diese Beyspiele von Verjüngung nur höchst seltne Ausnahmen. Es sind diese Blüthen, die zuweilen hie und da ein Baum auch außer der Blüthenzeit noch einmahl bekommt. Sie fallen ab, und keine Verjüngung kann die Schlußepoche hindern, zu der Alter und Abnahme der Kräfte der Sohn des Staubes allmahlig vorbereiten.

Schönheit und Verkauf der Tscherkassierinnen.

Berühmt genug ist die Schönheit der Tscherkassischen Frauenzimmer, wozu ein milder Himmel und eine sorgfältige Erziehung viel beyträgt. Die Feinheit ihrer Haut wird durch die Einimpfung der Pocken die erst aus

Tscherkassien nach Konstantinopel, und von da nach andern europäischen Gegenden wanderte, ihr schlanker Wuchs durch einen ledernen Gurt erhalten. Von Kindheit an werden sie zu eleganten Frauenzimmerarbeiten angehalten und in dem geübt, was man feinen Ton nennt. Rothe Haare halten sie für etwas so außerordentlich Schönes, daß die Blondinen die ihrigen mit einer gewissen Pomade roth färben. Es ist schändlich, mit welcher Willigkeit tscherkassische Ältern ihre Töchter verkaufen, obgleich wir nicht läugnen wollen, daß mancher Heurathszwang unter Christen aus Geldgeiz und Familienstolz nicht im geringsten edler und menschlicher sey, als jener Handel, den unwürdige Ältern mit ihren Kindern treiben. Die Aussicht auf goldene Fesseln, oder das blendende Glück, das ihre Kinder machen können, und die reiche Ausstattung, die nicht die Töchter, sondern die habsüchtigen Mütter von den arabischen und crimischen Menschenhändlern erhalten, macht, daß sie ihr Herz der süßen Stimme der Natur verschließen und ihre Töchter allen Greueln des Harems und seiner Sclaverey Preis geben. Viele dieser Mädchen werden aber auch nicht gekauft, sondern von den ihres Löwenmuths wegen berühmten Lesghisen geraubt. Der Hauptmark für diesen abscheulichen Handel ist zu Kaffa in der crimischen Tatarey. Man fühlt sich empört, wenn man den Klemanischen Brief aus Kaffa vom Jahr 1770 liest und die Art, wie dieser Handel betrieben wird, näher kennen lernt. Mit Wehmuth sieht man das arme Schlachtopfer des Eigennutzes und der Wollust wie eine Waare untersucht, und jedem noch so nichtswürdigen Menschen, der den geforderten Preis bezahlt, überlassen. Das den Gespielen ihrer Jugend entrißene Mädchen muß nun seine Zähne,

Augen, Gang, Wuchs, Puls untersuchen laßen, sich mit einen naßen Tuche abwischen, um zu zeigen, daß bei den Rosen und Lilien ihrer Haut Natur alles, Kunst aber nichts gethan habe u. d. gl. Sechs bis sieben tausend Piaster sind der Preis für eine vollendete Schönheit, mit recht rothen Haaren.

Aberglauben stürzt die Egyptier in Sklaverey.

Der Aberglaube beförderte den Untergang der Egyptier, wenn man anders der Geschichte dieser Zeiten trauen kann. Als der König von Persien, Cambyses, die Stadt Pelusium bestürmen wollte, stellte er eine große Menge Katzen, Hunde und andere in Egypten für heilig gehaltener Thiere, in das erste Glied seiner Truppen, welches die Wirkung hatte, daß die Egyptier aus Furcht ihre Götter zu verwunden, nicht auf den Feind schossen und daher der Platz ohne Widerstand eingenommen wurde. So ist eine abergläubische Vorstellung vermögend, die stärksten Triebe der Natur, die Liebe zum Vaterlande und zur Selbsterhaltung auszulöschen.

Macht der Einbildungskraft auf den Körper und dessen Functionen.

Die Wirkung der Einbildungskraft ist auf den Körper, und die Functionen seiner Theile außerordentlich groß. Kannte ja der Arzt Bonetus ein Mädchen, bey welchem der Traum, sie habe Rhabarber einnehmen müssen, vollkommen so wirkte, als wäre dieß wirklich geschehen; und einen Mann, dem er, statt der Purgirpillen, worauf er drang, übersilberte Pillen von Semmelkuchen gab, die eine sehr starke Wirkung hervorbrachten. Alles kann den Menschen seine Einbildungskraft bereden. Sie macht ihm Dinge vor, wovon nicht eine Spur zu sehen ist, läßt uns oft das deutlich vor uns erblicken, wovon unsere Seele voll ist, und wenn eine Dame durch ein Teleskop den Schatten von zwey Verliebten im Monde bemerkt, so weist sie ein Pfarrer, da er nun durch das Teleskop sieht, zurechte und sagt: Sehen sie dann nicht, daß es die zwey Glockenthürme einer Hauptkirche sind? Die Hauptrolle mag bey mehrern Arten des Wahnsinnes die Einbildungskraft spielen. Gab es doch Menschen, die, ohne krank zu seyn und ohne Fieberhitze, bey völlig geraden Nasen, eine schiefe, und bey einem schmächtigen Bauche die Bauchwassersucht zu haben glaubten. Hufeland kannte eine Dame, die man nur mit einiger Aufmerksamkeit nach einem örtlichen Zufalle fragen durfte, und sogleich entstand er. Fragte man nach Krämpfungen, so fanden sie sich ein, nach Schluchzen, und es

war da. Damokles Hippocraticus ließ sichs nicht ausreden, er sey stockblind; ein andrer hielt sich für einen Strohhalm und wollte sich nicht bücken, und in der unvergeßlichen Schreckensperiode in Paris verrieth ein Unglücklicher der über den Verlust alles dessen, was ihm lieb und theuer gewesen war, wahnsinnig wurde, dieß bloß dadurch, daß er standhaft dabey blieb, er sey guillotinirt. Glücklich heilte der Arzt Philodotus einen Menschen, der sich einbildete, er habe keinen Kopf, dadurch, daß er ihm einen bleyernen Hut aufsetzte, und einen andern der einen Nagel verschluckt zu haben glaubte, befreyte er dadurch von seiner ihn furchtbar marternden Vorstellung, daß er ihm ein Brechmittel gab, und unter das, was von ihm kam, heimlich einen Nagel steckte. Zahllos sind die Beweiße von der Macht der Einbildungskraft in den Erfahrungen der Ärzte. Börhaarn hatte einen Schüler, der sich jede Krankheit, die sein Lehrer vortrug, zu haben einbildete, und darüber zum Skelet abzehrte, und ein anderer bildete sich ein, gestorben zu seyn, und würde seinen Wahn durch Hunger in Erfüllung gebracht haben; wenn ihn nicht sein Freund beredet hätte, es sey in der andern Welt auch Sitte zu essen. — Ein Knabe von 13 Jahren fing an, ohne das man das geringste Kennzeichen einer Krankheit an ihm bemerkte, sich zum Tode vorzubereiten, indem er behauptete, daß er nach 6 Tagen Morgens um 9 Uhr sterben werde. Seine Ältern und Bekannten suchten ihm seinen Wahn zu nehmen, und boten alles auf, ihn auf andre Gedanken zu bringen, aber vergebens. Er dachte an weiter nichts, als an den Tod, ordnete an, wie es nach seinem Tode mit seinen Sachen gehalten werden sollte, und erwartete mit Muth und Zuversicht den Tag und die Stunde seines Todes. Man zog einen Arzt zu

Rathe, der die Sache bedenklich fand, weil er die große Macht der Einbildungskraft kannte, und da er nicht ohne Besorgniß eines schlimmen Ausganges war, so gab er dem in der Einbildung-Kranken ein heftiges Brech- und Purgiermittel ein, um ihn durch eine heftige Erschütterung von den Sterbensgedanken abzubringen. Hierauf ließ er ihm ein starkes Zugpflaster von spanischen Fliegen auflegen, allein keines von diesen Mitteln fruchtete etwas; der junge Mensch blieb bey den Gedanken seines nahen Todes, und da der schreckliche Tag immer näher kam, so gerieth der Arzt auf den Einfall, ihn durch eine List zu hintergehen. Wenige Stunden vor seinem erwarteten Ende brachte er ihm eine reichliche Gabe Mohnsaft bey, und diese wirkte so trefflich, daß er in einen starken Schlaf verfiel und zwey Stunden über die gefürchtete neunte Stunde schlief. Als er hierauf erwachte, und an dem Zeiger seiner Uhr sah, daß er die Stunde verschlafen hatte, auch seine Freunde und Schulkameraden um sein Bette erblickte, die ihm mit großem Gelächter versicherten, daß die Gefahr nun völlig vorüber sey, stand er voll Scham von seinem Bette auf und war von nun an von seiner Einbildung vollkommen geheilt.

Vollkommene Klugheit bey einer aberwitzigen Idee. Professor Tittel. Tasso. Pascal. Spinello. Harrington. Hamilton.

Höchst merkwürdig ist die Erfahrung, daß Wahnsinnige, die in gewissen Dingen den Gebrauch ihres Ver-

standes offenbar nicht haben, in andern dagegen in vollem Besitze ihrer Seelenkräfte sind. Man hat Proben von seltenem Witze, richtiger Beurtheilungskraft, glücklichem Gedächtnisse, schneller Beobachtungsgabe, unbegreiflicher Vorhersagung künftiger Dinge von Wahnwitzigen gehört. In vielen Jahren hatte ein solcher keinen Kalender gesehen, und ohne Irrthum gab er jedes Mal den Tag, an den man ihn fragte, richtig an. So verwaltete Professor Tittel, in Jena, sein Amt mit Treue, und hielt sehr gute Vorlesungen bis auf die Idee er sey römischer Kaiser. Sobald etwas mit dieser seiner herrschenden Vorstellung in Berührung kam, dann sprach er als Herrscher, gab Gesetze, ließ Armeen ins Feld rücken. An den drey berühmten Männern Tasso, Pascal und dem Mahler Spinello war auch nicht eine Spur von Verrücktheit wahrzunehmen, und doch blieb Tasso fest dabey, es erschiene ihm ein Geist, der oft mit ihm spräche, obgleich er selbst das ganze Gespräch allein führte; Pascal war nicht davon abzubringen: zu seiner Linken sey ein feuriger Pfuhl; und Spinello hatte im Sturze der Engel einen Teufel so häßlich gemahlt, daß er nun Zeitlebens behauptete, dieser Teufel sitze immer neben ihm, und mache ihm Vorwürfe, daß er ihn, den Häßlichen, noch häßlicher gemacht hätte. Der gelehrte, wahrhaft einsichtsvolle Harrington hätte sein Leben für die Behauptung gelassen, daß sein Körper eine Materie in Gestalt von Bienen, Fliegen und Vögeln ausdünste sey. Unausgesetzt und ohne irgend eine Spur von Wahnsinn, besuchte Kapitain Hamilton die Parlamentsversammlungen, nur unterbrach er öfters, ohne einen Grund anzugeben, den Redner mit den Worten: es ist nicht wahr! Pinel

erzählt von einen Menschen, bey dem zuweilen Perioden von Wuth, mit einem furchtbaren Blutdurste begleitet, eintraten. Aber ihm blieb auch dabey sein moralisches Gefühl, seine Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit des Mordes, und er bath einst dringend seine Frau, ehe er verwahrt wurde, sich plötzlich zu entfernen.

Fünf Grillen in einem Kopfe.

Ein Offizier verfiel auf die sonderbare Einbildung, daß er fünf Grillen in seinem Kopfe habe, und quälte sich mit dieser herrschenden Vorstellung so sehr, daß man ihn auf keine Weise davon abbringen konnte. Er wurde endlich dem Staabschirurgus L*** übergeben, und nachdem dieser die Art und den Gang seiner Einbildung beobachtet hatte, bediente er sich zur Heilung des Grillenfängers folgenden Mittels: er ließ sich fünf Grillen fangen und versprach den Kranken ihn die Grillen aus dem Kopfe herauszuschneiden. Der Staabschirurgus machte an der Stelle, wo sich die Grillen nach der Angabe des Patienten befinden sollten, einen kleinen Einschnitt und ließ eine Grille nach der andern auf einen Teller herabfallen, als hätte er sie aus der Wunde heraus genommen. Der Kranke war völlig von dem Vorgeben des Chirurgus überzeugt, und versicherte sogleich eine Erleuchterung zu spüren. Nach und nach wurde er völlig wieder hergestellt und lebte einige Jahre gesund und zufrieden.

Als ihn einstens seine Kameraden wegen seiner vormaligen Einbildung neckten, und ihm erzählten, wie er von seinen vermeintlichen Grillen befreyt worden sey, so wurde er sogleich stutzig, versank in Nachsinnen, fieng über seine ehemaligen fixen Vorstellungen wieder zu brüten an, und verfiel endlich in die heftigste Raserey, in der er auch starb. Eine dergleichen Unvorsichtigkeit oder ein solcher Muthwille hat schon manchen Geisteskranken wieder in sein voriges Elend gestürzt, aus dem es gewöhnlich alsdann keinen andern Befreyer als den Tod giebt. Zu dem festen Glauben an die Richtigkeit und Wahrheit seiner Einbildung kommt noch die Kränkung wegen einer Täuschung, die völlig alle Flügel seines Geistes lähmt.

Sonderbarer Streich der Natur. Eine Mutter bekommt jedesmahl Ohnmachten, so oft sie ihre Kinder zu sehen bekommt.

In der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts lebte in Steyermark eine Gräfinn Königsacker, welche drey Söhne und zwey Töchter zur Welt gebracht hatte. Gleich nach der Geburt des ersten Kindes, und eben so nach jedesmahliger Entbindung von den übrigen, fiel die Gräfinn, sobald man ihr Kind in ihr Zimmer brachte, in Ohnmacht. Der Vater war daher genöthigt, die Kinder abgesondert von der Mutter zu halten, und sie sah vom Tage der Geburt an, keines mehr, ob sie gleich alle zärtlich liebte. Der älteste ihrer Söhne war Lieutenant unter dem k. k. Dragonerregiment Savoyen. Vor

dem siebenjährigen Kriege kam dieß Regiment auf dem Marsche aus Italien nach Ungarn auch durch Steyermark. Der junge Lieutenant von Königsacker, ein schön gebildeter Mann, bath seinen Vater in einem Schreiben um Erlaubniß, ob er sich nicht in bürgerlicher Kleidung und unter dem fremden Nahmen eines steyermärkischen Cavaliers bey ihm und seiner Mutter aufführen lassen dürfte; weil er sie doch nur einmal in seinem Leben zu sehen wünschte und erfahren möchte, ob den nach 24 Jahren, denn so alt war er, sein Anblick der Mutter eine Ohnmacht verursachen würde. Der Vater willigte ein, und der Sohn wurde als ein Fremder der Mutter vorgeführt. Die Mutter sieht ihn, gesteht, daß sie nie einen schönern Cavalier gesehen habe, klagt aber während des Anblickes über Beklemmung, und fällt in Ohnmacht. Man ersucht die Herren abzutreten, und kaum hatte sich unter diesen auch ihr Sohn entfernt: so erhohlt sich die Dame wieder; läßt um Verzeihung bitten, und sagen, daß sie bey der Tafel erscheinen würde. Kaum war sie im Speisesaal, und sprach mit den Anwesenden, unter welchen auch der junge Cavalier, ihr Sohn, war: so stellte sich die Ohnmacht von neuen ein. Nun erkannte Vater und Sohn, daß es ein Streich der Natur wäre, der seltendste, den man je gehört hat.

Wunderbare Todesfälle durch Selbstentzündungen. Cornelia Bandi, Gratia Petti und andere.

Zuweilen kann der Tod auf eine so höchst wunderbare Weise erfolgen, daß sie unter den Denkwürdigkeiten des menschlichen Körpers aufbewahrt zu werden verdient, und ohne Schaudern nicht gehört werden kann. Eines solchen Todes starb die Gräfinn Cornelia Bandi, und die Fischerinn Gratia Petti, beyde im 62ten Jahre ihres Lebens. Beyde waren wie es schien, im Besitze der besten Gesundheit zu Bette gegangen. Aber wie entsetzlich war nicht der Anblick, den sie am andern Morgen gewährten. Von jener fand das Kammermädchen den stark verbrannten Kopf, die Beine und ein Paar Finger vor dem Bette liegend. Alle übrigen Theile waren zu Asche verbrannt, die beym Anfassen eine stinkende Feuchtigkeit in der Hand zurückließ. Alles im Zimmer, selbst das Bette, an dem man Spuren des Hineinsteigens sah, war völlig unversehrt, aber mit einem fliegenden Ruß überzogen und beschmutzt, und ein unangenehmer Geruch verbreitete sich überall. Die Fischerinn aber wurde von ihrer Tochter, die sie beym Aufstehen in ihrer Schlafkammer vermißte, auf dem Heerde sitzend angetroffen. Sie sah einer glühenden Kohle ähnlich und brannte, ohne daß sie eine Flamme von sich gab Die erschrockne Tochter nahm Wasser zu Hülfe, worauf sich ein solcher Dampf und Gestank verbreitete, daß die inzwischen Herbeygeeilten beynahe alle davon erstickt wä-

ren. Der Rumpf war fast ganz zu Asche verbrannt, und glich einem Kohlenhaufen, die äußern Gliedmassen hatten zum Theil mehr, zum Theil weniger gelitten. Da bey diesen beyden Unglücklichen keine Spur von äußerlicher Verbrennung zu finden war, so mußte man auf eine Selbstentzündung in ihren Innern schließen. Eben dieses Schicksal hatte vor nicht gar langer Zeit (den 10. März 1802) eine alte Frau in einer Stadt von Massachusetts. Man fand nahe am Camine Überbleibsel ihres Körpers und fetten Ruß und Asche von unerträglichem Gestanke. Auch sie schien durch ein inneres Feuer verdampft und gleichsam verschwunden zu seyn. Der Tod einer Frau Boyer (1805) in Paris scheint der neueste Fall von Selbstentzündung gewesen zu seyn. An sich unmöglich ist die Sache nicht. Sind ja in unserm innern, Theile genug, die, wenn sie trocken werden, sich selbst entzünden können, und gibt es doch auch flüssige Dinge, die brennen, wie z. B. Vitriolöhl. Vielleicht daß in jenen irgend eine Anhäufung entzündbarer Dünste das Feuer verursachte, das sie verzehrte.

Tod aus Einbildung, Freude, Scham. Miß Lee. Diagoras. Der Herzog von Nevers. Creech. und andere.

Einbildung, Schmerz, Freude, Scham können plötzlich tödten, ohne daß eine sichtbare Zerrüttung im Innern des Körpers zu entdecken wären. Im Schlafe glaubte Miß Lee ihre verstorbene Mutter zu sehen, die ihr sagte: um zwölf Uhr Mittags werde sie mit ihr ver-

einigt werden. Jetzt stand Miß Lee auf, schrieb an ihren Vater und bat, den Brief nach ihrem Tode zu bestellen. Man hielt sie für verrückt. Aber weder der Arzt noch der Chirurg konnten eine Spur von Wahnsinn entdecken. Sie ließ nun den Caplan hohlen, bethete mit ihm, nahm ihre Zither und spielte und sang mit unbeschreiblicher Schönheit einem Psalm. Sie saß dabey auf einem Stuhle ohne Lehne. Schlag zwölf Uhr stand sie auf, setzte sich auf einen andern, der eine Lehne hatte, athmete ein Paarmal, starb und — tod war sie. Nicht genug konnte sich der Arzt über die plötzliche Kälte des ganzen Körpers verwundern. Auch die Freude kann schnell tödten. Leibnizen's Erbinn starb plötzlich bey dem unerwarteten Anblick eines Koffers voll Geld, Diagoras, als drey Söhne in den olympischen Spielen Sieger waren, und ein armes Mädchen, das der in Indien reich gewordene Bruder dahin kommen ließ, indem sie alle die Herrlichkeiten erblickte, die für sie bestimmt waren. Andre wurden plötzlich das Opfer der Scham und des Verdrusses der Herzog von Nevers schämte sich über einen Vorwurf Heinrich des Vierten so, daß er plötzlich starb, und Creech den die ehrenvolle Aufnahme seiner Übersetzung des Lucretius verleitete, sich an den Homer zu wagen, wovon er aber nur Schande hatte, wollte diese Schmach nicht überleben, und endigte — oder vergrößerte sich vielmehr als Selbstmörder. Folgendes Beyspiel *) von einer Frau, die sich vor Freude erhenkte, ist ganz neu J. G. schmachtete mehrere Jahre mit Weib und Kindern in großer Dürftig-

*) Erzählt im Hesperus 1816. Juny.

keit. Auf einmal wird ihm die unerwartete Freude zu Theil, nicht allein die gesuchte, aber kaum gehoffte Anstellung als Kanzleydiener erhalten zu haben, sondern auch mit allen Emolumenten, die je mit dieser Stelle verbunden waren, beglückt zu werden. Hocherfreut eilt er nach Hause, um seinem braven Weibe El. G., die erst vor Kurzem das Wochenbett verlassen hatte, die frohe Nachricht mitzutheilen. Schon tritt er auch sein Amt an — alle seine Wünsche sind erfüllt — zum erstenmal kommt er Abends als Kanzleydiener zu seiner Familie nach Hause. — Wo ist die Mutter? — Ach! Vater! sagte das kleine Mädchen, die Mutter war sehr unruhig sie suchte lange, ich weiß nicht was, endlich zog sie einen Strick aus den Koffer hervor, und ging damit fort. — Man sucht — und ach, Jammer! man findet die arme Frau — todt.

Verzögerung des Todes. Muley Moluk.

Erwartung, Hoffnung, fester Wille zuweilen halten gleichsam den Tod auf. Tödlich lag Muley Moluk, Kaiser von Marocco, darnieder, als König Sebastian, von Portugall in sein Gebieth fiel, um ihn des Thrones zu berauben, und ihn seinen Neffen zu geben. Immer näher rückte das Ende des Kaisers, und fast besorgte er, die Schlacht nicht mehr zu erleben. Doch traf er alle Anstalten und befahl, wenn er während derselben sterben sollte, seinen Tod zu verheimlichen, und neben der Sänfte, in der sein Leichnam wäre, herzureiten,

als lebe er noch. Die Schlacht begann und der Sieg schien sich auf die Seite der Feinde zu wenden. Schon gleichsam in den letzten Zügen stürzt der Kaiser aus seiner Sänfte, sammelt die fliehenden Seinigen, und führte sie zum neuen Angriffe und zum Siege. Noch focht man wüthend, als sich der sterbende Kaiser in die Sänfte tragen ließ, seinen Generalen schon sprachlos andeutet daß sie schweigen sollten, und in dem Augenblicke verscheidet. Doktor Herz kannte einen Mann, den der Tod schon auf den Lippen schwebte, und den seine Freundinn dadurch noch 24 Stunden zurückhielt, daß sie ihm öfters ins Ohr rief: Sein Feind sey seines Amtes entsetzt. Ein gräßliches Verlängerungsmittel des Lebens, bey dem wir nicht wissen, wen von beyden wir mehr beklagen sollen, den, der es anwendete, oder dem, bey dem es seine Dienste auf einige Zeit that.

Verwandlung der Leichname in Wallrath.

Unsere Leser werden begierig seyn, von der wichtigen Entdeckung zu hören, die unsre Kirchhöfe in Wallrathfabriken umschaffen könnte. Wir verdanken sie den Pariser Ärzten, denen von der Polizey die Aufsicht über den sogenannten unschuldigen Kinderkirchhof übertragen wurde. Bisher war man in der Meinung gestanden, daß der thierische Körper in der Erde nach der Regel in sechs Jahren verwese, und daß in vierzig Jahren die allgemeine Zerstörung desselben vollendet sey. Nicht die leiseste Ahnung hatte man von der Veränderung, die der seit langer Zeit mit thierischen

Ausdünstungen gesättigte Boden in frischen Leichen hervorbringen kann. In dreyerley Gestalten fanden jene die Gräber untersuchenden Ärzte die Leichen. Von einigen waren bloß Gerippe und Knochen vorhanden; bey andern waren die weichen Theile zwischen der Haut und dem Knochen vertrocknet, so, daß die Körper die Härte der Mumien hatten, und eine dritte Art hatte gewißer Maßen eine Verwandlung erlitten. Dieses fand bloß in den 30 Fuß ins Gevierte haltenden Gräbern statt, die man für Arme machte, deren allmählig 1500 Leichen so dicht als möglich neben und über einander zu stehen kamen, ehe man die Grube ganz verschüttete. Ein solches Grab, in dem die Leichen schichtenweise mit Erde dazwischen standen, konnte fünfzehn Jahre offen bleiben, bis es voll war, dann aber durfte es fünfzehn nicht mehr geöffnet werden. In einem solchen fünfzehn Jahre verschlossenen Grabe fanden Fourcroy und Thouret die Särge noch ziemlich gut erhalten, und das Holz gesund, nur gelb gefärbt. Die Leichname lagen auf dem Rücken, und waren so platt, als hätten sie einen Druck erfahren. Die Kleider klebten an den Theilen des Körpers, und dieser bestand, ob er gleich ziemlich seine Form hatte, aus einer weichen, biegsamen, weißgrauen, die Knochen von allen Seiten umgebenden Materie, die dem Druck der Finger nachgab, bey zu harter Berührung aber zum Theil zerbrach. Die Todtengräber nannten sie Fett, und sagten nur in gemeinschaftlichen Leichengruben gehe der Körper in diesen Zustand über. Nicht bey allen Leichen war diese Verwandlung des Fleisches, in ein fettiges Wesen, gleich weit gediehen; bey einigen fand man noch Muskelnstücke. Bey andern war alles solche Materie geworden, die Knochen ausgenommen. Bänder, Flechsen, Gelenke

waren nicht mehr zu finden, und die Todtengräber rollten diese, die die Ärzte zu Hause untersuchen wollten, wie ein Tuch vom Kopfe bis auf die Füsse zusammen. Im Innern derselben war keine Spur von Eingeweiden, Herz, Lungen, Gehirn, zu entdecken; alles, ja selbst die Ohren und das Haupthaar waren zu jener Fettmasse geworden. Da man diese noch näher untersuchte, so zeigte sich, daß sie die größte Ähnlichkeit mit dem Wallrath habe, den man im Kopfe und Rückrad des Pottfisches Tonnenweise findet, und der zu Lichtern und auch in Apotheken gebraucht wird. Durch diese sonderbare Wahrnehmung an Leichnahmen ist nun ein deutscher Chemiker, Schmeisser in London, auf eine andre wichtige entdeckung geleitet worden, aus dem Fleische der Thiere künstlichen Wallrath zu verfertigen.

Verzögerte Verwesung der Todten.

Gewiße Umstände können die Verwesung aufhalten, und Natur wie Kunst vermag zuweilen diesen großen Naturproceß sehr zu verzögern. Bekannt ists, daß in dem sogenannten Bleygewölbe in Bremen Leichnahme äußerst lange unversehrt bleiben. In einer Gruft zu Plötzwitz liegen zwey mehr als hundert Jahre alte Leichen die ungemein elastisch sind. So fand man auch im Jahre 1803 in der Dommkirche zu Breßlau einen völlig unverwesten Körper, der schon vor 590 Jahren daselbst begraben worden war. Die ganze Bekleidung mit Ausnahme der Schuhe war vermodert. Noch merkwürdiger

war das im Jahr 1500 an der berühmten Via Appia zu Rom entdeckte Grab. In diesem fand man den vollkommen frischen Körper eines jungen Frauenzimmers in einer unbekannten Flüssigkeit schwimmend. Die blonden Haare hielt eine goldene Agraffe zusammen. Zu den Füssen stand eine Lampe. Aus der Inschrift ergab sich, daß diese Leiche schon 1500 Jahre hier lag.

Politische Rechenkunst über die Bevölkerung der Erde.

Nimmt man an, das tausend, höchstens 1080 Millionen Menschen auf der Erde leben, wovon bey weiten die größere Hälfte, 650 Millionen in Asien wohnen, und nur der kleinste Theil 130 Millionen Europa angehören, und daß 33 Jahre eine Generation ausmachen, so sterben in diesen 33 Jahren 1300 Millionen Menschen, in jeden Jahre 3,000,000, jeden Tag 82,000, jede Stunde 3400, jede Minute 60 und jede Sekunde einer, und es ist ein sehr ernsthafter Gedanke, daß fast mit jedem unserer Pulsschläge einer unserer Brüder oder eine unserer Schwestern aus dem Kreise der Lebenden tritt. Wäre aller Staub unserer schon vollendeten Mitmenschen, wären die wenigen Überreste, die nach dem großen Scheidungsprocesse der Natur, in dem so vieles das Eigenthum andrer Körper wird, länger übrig bleiben, noch alle vorhanden, welche Berge würden wir von dieser nie ruhenden Sterblichkeit entdecken! Aber jede Sekunde ersetzt auch wieder reichlich jenen Verlust, da alle Minuten 72 neue Ankömmlinge in die Welt treten, und die

Stelle der 60 vom Schauplatz Abgetretenen einnehmen. Wäre nie ein Mensch gestorben, so würden jetzt über 500000 Millionen Menschen beisammen bleiben. Allein wir dürfen nicht besorgen, daß es ihnen an Platz gebräche. Nach den Flächeninhalt des festen Landes würde jeder doch noch über 8000 Schuhe Spielraum haben. Höchst ungleich vertheilt ist die Menschenmasse von 1000 Millionen auf der Erde. Eine Gegend ist menschenleerer, die andere menschenreicher. Auf einem gleich großen Raume, wo in Island nur ein Mensch lebt, leben in Deutschland 127, in den gewerbfleißigen Holland 224 und auf dem Kalkfelsen Malta, und auf der kleinen durch englische Industrie aus einem Lavafelsen in bewohnbares Land umgeschaffenen Insel St. Helena, die als Napoleons Verbannungsort in unseren Tagen so merkwürdig geworden ist, mehr als tausend Menschen. Alle dreyßig Jahre erneuern sich beinahe alle Einwohner einer Stadt und eines Landes, und von tausend werden in jedem Jahre ohngefähr 28 ein Opfer des Todes; oder, nach einer andern Bestimmung, stirbt auf dem Lande von vierzig, in kleinen Städten von zwey und dreyßig, in Mittelstädten von 28. und in sehr großen Städten wie London, Paris, Wien, von 24 eine Person. Im Frühlinge wo sonst Leben und Thätigkeit in der Natur erwacht, hat der Tod seine reichste Ernte; nur machen darin sehr große Städte Ausnahme, wo der Winter die Meisten hinrafft. Am furchtbarsten wüthet die Sterblichkeit unter denen, die erst vor kurzem dem Schauplatz des Lebens betreten haben. Die Hälfte des ganzen Menschengeschlechts, aller die geboren werden, stirbt vor dem 17ten Jahre, und wer diesen Zeitpunkt überlebt, der genießt einen Vorzug den die andere Hälfte der Men-

schen entbehren muß. Von hundert zu gleicher Zeit gebornen Kindern, leben nach 17 Jahren gewiß kaum noch 50, und ihre Sterblichkeit hat mit dem Luxus der Zeiten mehr zu als abgenommen. Von tausend Kindern denen ihre Mütter, der Stimme der Natur getreu die erste Nahrung reichen, sterben 300, von den 1000 Kindern aber die den Ammen überlassen werden, kann man 500 annehmen, die im Frühlinge ihres Lebens hinwelken. Convulsionen, Zahnkrankheiten, Pocken rauben vielen Ältern ihre Lieblinge. In London allein tödteten die Blattern in einem Jahrhunderte, von 1650 — 1750, nicht weniger als 152,461 Menschen, und Schweden verlor durch eben diese Krankheit, und durch die Masern in genannten Zeitraume 95,101 Menschen. Zwar hat die aus Tscherkassien nach der Türkey und von da nach den cultivirten europäischen Ländern gebrachte Inoculation der natürlichen Blattern, die Gefahr dieser furchtbaren Krankheit gemildert und die Sterblichkeit verringert, aber demungeachtet starben doch in London im Jahre 1772 nur acht weniger als viertausend an den Blattern, und hier sind die nicht gerechnet, die zwar dem Tode entgehen, aber eines langsamern hinsterben, weil sie den Gebrauch ihrer Glieder und Sinne verlieren, und im hohen Grade verunstaltet werden, was doch besonders für Frauenzimmer für ihr ganzes Leben entscheidend werden kann. Dieß muß man wissen, um die für die Geschichte der Menschheit so wichtige Entdeckung der Kuhpocken-Impfung von Jenner nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen, und diejenigen zu beklagen, die allen den tausend Erfahrungen von dem wohlthätigen Erfolge derselben, die Empfänglichkeit für Pockenansteckung aufzuheben, und den vielen Gegenproben mit natürlichem

Pockengift, noch immer ihr Vorurtheil entgegensetzen. Man hat muthmaßliche Berechnungen über die Zahl der Jahre, die einer wahrscheinlicher Weise noch zu leben hoffen kann. Daraus ergiebt sich, daß der im 7ten Jahre stehende noch die größte Anzahl von Jahren sich zu versprechen habe. Der Dreyzehnjährige ist, der Wahrscheinlichkeit nach, schon mit einem Viertel, der 28jährige mit der Hälfte zu Ende, und der, der 50 Jahre zählt, tritt schon in sein letztes Viertel und fängt an, den Berg mühsamer herabzusteigen, den er mit leichter Mühe hinangeeilt ist. Auf drey tausend Menschen kann man nur einen annehmen, der 100 Jahre alt wird, und auch diese Berechnung ist in Städten nicht anwendbar. Nicht ganz unbeträchtlich ist die Anzahl derer, die das Licht der Sonne gar nie erblicken, weil sie bereits todt zur Welt geboren werden. In Berlin befanden sich unter 22902 in den 6 Jahren von 1758 — 1763 gebornen 794 und in andern 6 Jahren von 1764 — 1769 von 26656 Gebornen 1318 Todgeborne. Auf 100 Kinder rechnet man überhaupt 3 — 4 Todtgeborne.

Das Brasilische Reich.

Seit das portugiesische Königshaus am Ende des Jahres 1807 auf das feste Land der neuen Welt übergieng, hat das große Reich welches in Südamerika als selbstständiger Staat gegründet ward, als eine folgenreiche Erscheinung die Aufmerksamkeit mit Recht auf sich so sehr gezogen, daß eine Übersicht desselben desto willkommener

seyn wird, je mehr jener Staat in den letzten Jahren angefangen hat, an die Entwickelung seiner inneren Kräfte zu denken. Außer dem großen Küstenlande Brasilien gehören zu diesem Reiche ein Theil von Guiana im Norden von Brasilien, und Antheile von Peru, Paraguay und den Amazonen-Lande, und diese ganze Ländermasse bildet einen Flächenraum von ungefähr 10000 Quadratmeilen, der beynahe zwey Drittheile der Größe von ganz Europa beträgt. Dieses unermeßliche Gebiet liegt größtentheils in dem heissen Erdgürtel, und hat also nur zwey Jahrszeiten, eine nasse und eine trockene. In der trockenen Jahrszeit wird die große Hitze durch die Winde, welche von der See oder von den hohen Bergen her wehen, gekühlt. Auch die ersten Morgenstunden vor Sonnenaufgang sind dann sehr kühl. Der Himmel ist fast nie bewölkt, und der Mond macht die Nächte so hell, daß man bey dem Scheine desselben lesen kann. Das Thermometer steht gewöhnlich zwischen 76 bis 84° Fahrenheit. Auch in der nassen Jahreszeit, dem Winter jener Gegenden, wo beständige Regen fallen, ist es sehr heiß, am heißesten in den nördlichen Gegenden des Landes in der Nähe des Aequators, wo bey den oft wechselnden Winden die Luft weniger gesund ist. Mitten durch diese Ländermasse läuft ein hohes Gebirge, auf dessen Rücken mächtige Ströme entspringen. Durch den nördlichen Theil des Landes fließt, der Riese unter allen jetzt bekannten Strömen der Erde, der Amazonenstrom oder Maranchon. Von Mittag her wälzen sich in sein gewaltiges Bett der Madeira, der Xinga und andere wasserreiche Ströme, mit den größten europäischen vergleichbar, mit welchen vereinigt der Strom in das atlantische Meer fließt. Er führt den

Nahmen von der Sage, daß an den Ufern dieses Stroms ein Freystaat kriegerischer Weiber (Amazonen) wohnte, welche im 16. Jahrhundert durch einen Gefährten Pizarros verbreitet ward. Den mittägigen Theil bewässern der Parana, der Rio Real und andere große Flüsse. Unter den Seen ist der Xeveyes an der westlichen Gränze, der zuweilen so austrocknet, daß man Wild darin jagd, der größte.

Brasilien ward bekanntlich im Jahr 1500 von einer portugiesischen Flotte entdeckt, welcher der Seefahrer Cabral nach Ostindien führen sollte. Er richtete da, wo er landete, der Gewohnheit der Länder-Entdecker in damaliger Zeit gemäß, ein hölzernes Kreuz, und die sichere Bay, wo er Anker warf, nannte er Porto Seguro. In den nächstfolgenden Jahren sandte der König von Portugall den italienischen Seefahrer Amerigo Vespacci (von welchen man, undankbar gegen Christoph Columbo, der neuen Welt den Namen gab) nach den unentdeckten Ländern. Er fand die Allerheiligen-Bay, südwärts von der Linie; wo jetzt die Stadt San Salvador liegt. Aber die Portugiesen waren in jener Zeit zu sehr mit der Erweiterung ihrer Eroberungen in Ostindien beschäftigt, daß sie die Entdeckungen in Südamerika mit geringen Eifer verfolgten. Das Färbeholz welches man hier fand, früher schon unter der Benennung Brasil bekannt, gab Anlaß zu dem Namen des Landes Brasilien. Aber dieß Erzeugniß des Landes war im Vergleich mit den Schätzen, welche man auf der Westküste von Afrika, in dem goldreichen Guinea fand, und aus den indischen Gewässern hohlte, zu unwichtig, um die Unternehmungslust kühner Abentheurer zu reizen. Der größte Küstenstrich war von dem Mut-

terlande lange nur als Verbannungsort für Juden und Mißethäter benutzt. Ein portugiesischer Seefahrer, Alvarez Corcea, der auf seiner Reise nach Indien an der brasilischen Küste scheiterte, heurathete die Tochter eines Häuptling der Eingebohrnen und gründete eine Colonie. Von einem französischen Handelsschiffe nach Europa zurückgebracht, ließ er sich vom Könige Heinrich dem II. überreden, die Ansiedlung für Frankreich anzubauen, und sie begann glücklich zu gedeihen, als aber der Portugiese Coutinho, der mit einem kleinen Geschwader landete, die Feindschaft und Rache der Eingebornen durch grausame Behandlung reitzte. Diese Unternehmung mißlang.

In der Mitte des 16ten Jahrhunderts sandte der König von Portugall zum ersten Mal einen Stadthalter von Brasilien, der eine bedeutende Kriegsmacht und viele Missionarien mitnahm, um die Bewohner der neu entdeckten Länder zu unterjochen und zum christlichen Glauben zu bringen. Die eingebornen waren Kupferfarbig, von starken Gliederbau und von Mittelgröße, gingen fast unbekleidet und schmückten ihren Leib mit bunten Federn, Muscheln, bunten Steinchen, oder eingeritzten mit Farben geriebenen Figuren. Sie lebten von dichten undurchdringlichen Wäldern beschützt, von Jagdthieren, von Fischen oder Muscheln, oder zuweilen von Mais, welchen sie, an keinen festen Wohnsitze gewöhnt, bald hier bald da anbauten. Die Portugiesen fanden nur einzelne schwache Horden roher Menschen, welchen Glaskugeln und andere geringfügiger Tand die willkommensten Geschenke waren. Aber als sie die Eroberungsabsichten der Fremdlinge merkten, wehrten sie sich tapfer gegen ihre Unterjocher, und behandelten die Juden, Verbrecher und liederlichen Weiber, die man hier in

Ansied-

Ansiedlungen vereinigen wollte, mit unmenschlicher Grausamkeit. So entstand zwischen den Portugiesen und den eingebornen Stämmen ein Vertilgungskampf, wodurch diese theils unterjocht und aufgerieben, theils in die unzugänglichen Wälder gedrängt wurden. Die Seefahrer andrer europäischen Völker, der Franzosen und Holländer, waren den Portugiesen in die neu beschifften Meere gefolgt, und hatten seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts einige kleine Niederlassungen auf der brasilischen Küste gestiftet. Während der für Portugall so unglücklichen Zeit, wo es unter spanischer Herrschaft stand (von 1581 bis 1640) eroberten die Holländer, welche ihre Unabhängigkeit von Spanien glorreich erkämpft hatten, den größten Theil der portugiesischen Besitzungen in Brasilien und behaupteten sich bis ins Jahr 1661.

Der Anbau des Landes gewann besonders durch die Bemühungen der portugiesischen Missionären; aber auch das, was die betriebsamen Holländer unter den wackern Prinzen von Nassau zur Beförderung der Cultur thaten, trug viel bey, diese Gegenden blühend zu machen. Den Jesuiten gelang es auch hier, das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, sie in 69 Dörfer zu vereinigen, und Landstriche anzubauen, welche die Grausamkeit der Eroberer verödet hatte. Der Hauptsitz aller portugiesischen Niederlaßungen in Brasilien ward die Stadt San Salvador an der Allerheiligen-Bay. Die Jesuiten verschafften sich durch die Verbindung mit ihren Ordensbrüdern in dem spanischen Paraguay immer mehr Kenntnisse von dem Innern des Landes. Die reichen Schätze, welche der Boden des Landes verbarg, wurden allmählig bekannt. Schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts ward der portugiesische Statthalter Souza

durch ein kostbares Stück Silbererz, welches ihm ein Indianer gebracht hatte, veranlaßt, mehrere Indianer und Portugiesen, unter welchen sich auch ein Deutscher, Nahmens Wilhelm Glimmer befand, in die Gegend, woher das Silbererz gekommen war, zu schicken. Sie zogen bis an den Fluß Caraida landeinwärts; aber sie fanden nur einzelne verödete Hütten, wüste Landstriche, und keine edle Metalle. So lang Portugall unter fremder Herrschaft stand, dachten die spanischen Könige, welche in ihren amerikanischen Besitzungen schon reiche Gold- und Silber-Minen bearbeiteten, noch weniger daran, die Bergwerke im Binnenlande zu erforschen, und erst als das Mutterland seine Selbstständigkeit wieder errungen hatte, gegen Ende des 17ten Jahrhunderts fanden die Portugiesen die reichen Bergwerke von Minas Geraes. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurden hier von der Regierung acht Kolonien angelegt, um die neuen Entdeckungen besser zu benutzen.

Unglücklich aber war schon früh die Unduldsamkeit, womit die Portugiesen in der neuen Niederlassung walten. Die Inquisition konnte zwar ihre Herrschaft im Lande nicht gründen, aber ihre Abgeordneten drangen auch in jene fernen Gegenden, wo sie noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts die Heiden mit blutigem Eifer verfolgten. Die Dominikaner und Franziskaner, welchen zuerst allein das Bekehrungsgeschäft der Wilden oblag, wußten die Kunst, ihnen den neuen Glauben angenehm zu machen nicht so glücklich auszuüben, als die gewanderten klügern Jesuiten. Die harte Behandlung, die sie von den erobernden Bekehrern erleiden mußten, empörte die Eingebornen. Sie wurden zu der schweren Arbeit in den Bergwerken gezwungen, sie mußten in den

angelegten Zuckerpflanzungen ihre Kräfte erschöpfen, und wurden dadurch so sehr gebeugt und niedergedrückt, daß sie sich immer mehr verminderten, und durch Neger aus Afrika ersetzt werden mußten.

So ward während des 16. und 17. Jahrhunderts die Ländermasse gebildet, welche das portugiesische Amerika ausmacht. Man theilt es in 9 Provinzen. An der Küste des Atlantischen Meeres liegen von Norden nach Süden Para (wozu der Antheil von Guiana, die große Insel Marajo und der größte Antheil des Amazonenlandes gehört) Maranchon, Fernambuco. An der südlichen Küste Bahia, Rio Janeiro und San Paulo, welche letztere auch außer dem südwestlichen Brasilien das nordöstliche Paraguay umfaßt. Im Innern des Landes liegt zwischen den Flüßen San Francisco und Paraiba die reiche Provinz Minas Geraes. Am linken Ufer des St. Francisco liegt die achte Provinz Gojaz, und an der rechten Seite des Guapore-Flußes die neunte Malogrosso, die von der gleichnamigen Gebirgskette benannt wird.

Unter den reichen Erzeugnissen, welche diese Länder liefern, sind besonders die edlen Metalle wichtig. Gold giebt es dort in solcher Menge, daß man es oft ganz rein an der Oberfläche der Erde findet, und selten liegt es über 4 Lachter tief. Alle Bergwerke in den Provinzen Minas, Geraes, Gojaz, Malogrosso, Bahia und San Paulo geben eine jährliche Goldausbeute von ungefähr 6 Millionen Thalern. Außer dem Golde enthalten die brasilischen Bergwerke auch Platina (Weißgold) Silber, Kupfer und andere Metalle, deren jährlicher Gesammtertrag auf beynahe 15 Mill. Thaler angegeben wird. Eben so reichlich ist der Ertrag

der Edelgesteine. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden in einigen Flüßen in der Gegend von Porto Seguro Diamanten gefunden. Diese Diamanten, welche man nicht nur an der Küste, sondern auch im Innern des Landes, besonders in Minas Geraes, findet, wo sie unter Goldkörnchen als kleine glänzende Steine sich zeigen, wurden von dem damaligen Gouverneuer nach Europa geschickt, und erst in Amsterdam sah man, daß diese Steinchen gute Diamanten waren. Seitdem suchte man sie eifrig, und in kurzer Zeit wurden 1140 Unzen nach Europa gesandt. Dieser Überfluß veranlaßte ein schnelles sinken des Preises. Die portugiesische Regierung verpachtete anfangs die Erlaubniß, Diamanten aufzusuchen; späterhin ward aber dieß ein Monopol der Krone. Man gieng dabey mit ängstlicher Sorgfalt zu Werke. Im durchschnitte beträgt das, was der Hof jährlich an Diamanten gewinnt, 60000 Karat zu 25 Livres, also zusammen 3,120,000 Livres. Unter denen aus Brasilien nach Europa gebrachten Diamanten sind einige von seltener Größe. Einer derselben, den der Schatz des portugiesischen Königshauses besitzt, von dem schönsten Wasser, ist 215 Karat schwer. Ein anderer, der 1680 Karat wog, war vor einigen Jahren noch nicht geschliffen. Ausser Diamenten findet man in Brasilien auch Amethyste, Saphire, Topase und andere Edelsteine, die einen jährlichen Ertrag von 150,000 Thlr. geben.

Das Pflanzenreich liefert einen Reichthum von Erzeugnissen die auf einem guten Boden unter einem günstigen Himmelsstriche trefflich gedeihen. Hier findet man Pflanzen aus allen Weltgegenden, welche während des ganzen Jahres den heitern Anblick von Blüthen und Früchten darbiethen, und die Luft mit lieblichen Wohl-

gerüchen erfüllen. Bey Rio Janeiro wächst sehr guter Kaffee, und das Zuckerrohr, welches von Madeira nach Brasilien gebracht wurde, gedeiht vortrefflich, und ist weit ausgebreitet. Man kennt 12 verschiedene Arten von Pfeffer. Auch Reben würden gut gedeihen, aber das unkluge Verbot der Regierung hinderte bisher den Anbau derselben. Der Tobaksbau hat besonders in Rio Janeiro so zugenommen, daß die Verpachtung desselben der Krone jährlich 2,700,000 Kruſaden einträgt. Von Arzneypflanzen sind vorzüglich die Fieberrinde, die Ipecacuanha, die Jalappe, merkwürdig. Besonders aber ist Brasilien reich an dem trefflichsten Schiffbauholz, das seine großen dichten Wälder liefern, und man baut von dem Mehagoniholz, das sie darbiethen, die schönsten Schiffe in Bahia und San Salvador. Unter den Färbehölzern sind das Brasilienholz und das Kampecheholz bekannt. Indigo und Baumwolle werden wenig gebaut, obgleich Boden und Klima dazu einladen sollten.

Die Thierwelt des Landes zeichnet sich durch viele Affenarten, das Faulthier, den Amaisenbärn, kleine Tigerarten, Meerschweinchen und Gürtelthiere (Armadille) aus. Im Innern des Landes besonders giebt es eine eben so große Menge von Hornvieh, daß man einen Ochsen für 2 bis 3 Thaler kaufen kann. Jährlich werden 100,000 Häute verkauft. Der große amerikanische Vogel, der Strauß findet sich auch in Brasilien. Das Reich der Vögel glänzt durch das herrlichste Gefieder, besonders die Papageyen, deren es über hundert Arten giebt. Auch an Fischen sind die Küsten und die Flüsse des Lands ungemein reich. An der Küste von der Rio Janeiro und Bahia, werden Wallfische gefangen. Unter den Insekten

ist besonders die Cochenille, als köstlicher Färbestoff, wichtig.

Die Einwohner des Landes sind theils Eingeborne, theils Eingewanderte, Jene, die Abkömlinge der ursprünglichen Bewohner, sind sowohl durch einheimische Fehden, als durch die Grausamkeit ihrer Überwinder so geschmolzen; daß von manchen Völkerschaften nur noch das Andenken lebt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts haben die Eingebornen die Rechte freyer Bürger. Man rechnet ihrer (nach Raynal) beynahe 281,400 Seelen. Zählt man dazu 338,850 Neger und Mulatten (Abkömmlinge von Negern und Weißen) und ungefähr 172,850 Weiße oder Kreolen, so erhält man 792,100 als Betrag der Volksmenge. Doch sind die Angaben sehr verschieden, und dieß ist in einem Lande, das zum Theil noch nicht ganz erforscht, und dessen Verwaltung noch so unvollkommen ist sehr natürlich. Staunton gibt zwar 800,000 Menschen als Gesammtzahl an; aber nach neuern Nachrichten von 1804, rechnet man allein die Zahl der Weißen so hoch, und dazu 900000 Eingeborne und 1500000 Neger.

San Salvador oder Bahia, wo nach Lindley 100000 Menschen wohnen, ist eine der wichtigsten Städte. Rio Janeiro oder San Sebastian, jetzt die königliche Residenz, hatte schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts 30000 Einwohner. Para, Olinda. Porto Seguro sind die übrigen wichtigen Städte.

Die Vortheile, welche das Land seinen Bewohnern darbiethet, werden noch bey weiten nicht so benutzt, als es hätte geschehen können. Ihrer Handelsfreyheit wurden zeither von der Regierung des Mutterlandes zu viele Fesseln angelegt, und darunter war eine der nachtheilig-

sten Beschränkungen, daß die Schiffe, welche die portugiesischen Waaren nach Brasilien brachten, nur im März dahin gehen durften. Durch die Monopolien der Krone wurde der Gewerbfleiß der Einwohner besonders gelähmt. So mußten die Bewohner eines Landes, an dessen Küsten man so leicht Salz gewinnen könnte, der Regierung das Salz abkaufen, welches von den Inseln des grünen Vorgebirges (an der Westküste von Amerika) kam. Von dem Betrage des ausgeführten Zuckers mußten 20 vom Hundert abgegeben werden. Auch mit Indigo, Wein, Seife, Scheidewasser, Queckſilber und Spielkarten trieb die Regierung Alleinhandel. Von allen Landeserzeugnißen und Waaren, selbst von eingeführten Sclaven werden 10 von Hundert gegeben.

Die ganze Ausfuhr betrug (nach Raynal) 27,837,712 Gulden, wovon die Hälfte den Werth des Goldes und der Diamanten ausmachten. Der Werth der Tobaksausfuhr war 8 1/2 Million; auf den Zucker kam etwas über 1 Million, auf die Baumwolle nur eine halbe Million, auf den Indigo eben so viel, und auf den Kaffee ungefähr 60000 Gulden. Auſſer der Einnahme von dem Ertrag der edlen Metalle nimmt der König an Zöllen, Zehnten und Abgaben aller Art nicht mehr als 2,667,000 Plaſtur ein, wovon nach Abzug der Verwaltungskosten nicht viel über 2 Millionen übrig sind. Zu der Zeit, als Barrow da war (am Ende des 18. Jahrhunderts) betrug die regulaire Kriegsmacht nur 10000, die Landmiliz 900 Mann. Jene war schlecht bezahlt und von armseligem Ansehn. San Salvador ist der Sitz eines Erzbischofs, und der Bischöfe sind sechs. Schulen und Erziehungsanstalten erwarten, wie so vieles andere, die Pflege einer sorgfältigen wachenden Regierung, welche alle Anlagen

zu einem mächtigen Staate, die in diesem Lande unentwickelt ruhen, mit Kraft und Thätigkeit zu wecken wüßte.

Anstrengungen Europa's zur allgemeinen Verbreitung der höhern Cultur in sechszehnten bis achzehnten Jahrhundert. — Erfindungen und Ueberwältigung außerordentlicher Schwierigkeiten zur Herbeyführung unserer bequemern Seereisen, nebst Benennung dieser seltenen Menschen, deren tiefes Denken die Hauptheile des Seewesens zu seiner jetzigen in der Vorzeit ungeahneten Höhe hinaufführte.

Durch nichts fällt die höhere Cultur der letzten Jahrhunderte so deutlich in die Augen, als durch die heutige imponirende Gestalt der Erd- und Himmelskunde. Bey dem Vergleiche der letzten Weltcharte des Arrowsmith mit den ältern eines Deslisle u. a., zeigt sich gleichsam eine neue Erde; und bey dem Zusammenstellen der Himmel unsers Herschels mit dem Zustande von Flamsteads Sternkunde, glaubt man kaum ein und dasselbe Universum vorzufinden.

Dies alles gehört aber vorzugsweise unserm achtzehnten Jahrhunderte. Darin rückte freylich jede Art der Kenntnisse sehr beträchtlich vorwärts, allein keine der übrigen eilte mit solchen Riesenschritten als die Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften. Durch sie heißt mit Recht die Periode das große Jahrhundert der

Entdeckungen, und es verdient daher, daß man ihm bei seinem Abschiede, durch einfaches aufzählen seiner Thaten ein ehrenvolles, allgemein verständliches Monument zu errichten suche.

Hieran steht uns zur Inschrift für die geographischen Wissenschaften nur eine einzige Seite offen. Habe diese aber auch eine noch so große Fläche, sie reicht, selbst mit dem schärfsten Grabstichel aufs engste beschrieben, stets nur kärglich hin. Umfassen ja die Fortschritte der Erdkunde zugleich den ganzen Gewinn unsers Wissens, in Rücksicht der Meteore der Produkte der Erde und des Wassers, der Geschichte des Menschen und des Erdballs selbst!

Und was ist nicht alles im vergangenen Jahrhunderte geschehen? Die Größe und Figur der Erde ist darin auf das mühsamste bestimmt; der Lauf der Gebirge und ihre Bildung ist darin erforscht und von einer großen Anzahl die Höhe gemessen; die Athmosphere ist abgewogen, ihre Natur, so wie die der Gewässer, ist analysirt; die Erde ist mehr als achzehnmal umsegelt; ein neuer Welttheil, nebst seiner großen Insel, traten ans Licht; vom zwey und achzigsten Grade des Nordens bis zum zwey und siebenzigsten des Südens sind wir vorgedrungen, und der Wahn eines großen Antarctischen Continents ward dadurch vernichtet; der große Ocean, das Südmeer, ist in den vielfachsten Richtungen durchsucht, und Tausende von Inseln darin entdeckt. Nordamerika ist im Westen aufs genaueste begränzt; von Canada aus fast bis an die scheinenden Berge, wissenschaftlich bereiset; das größte Reich der Erde ist nach allen Weltgegenden erforscht und seine Provinzen einzeln aufgenommen; von Pegu, Ava, Tibet besitzen wir sehr genaue

Nachrichten; die bisher aus Handelsneid unbefahrnen Gewässer der Molukken haben fahrbare Strassen erhalten; dem größten Welttheile sind im Norden und Osten beyden Tschutkschis, den Kamtschadalen und den Mantcheos die Gränzen festgesetzt, ja das lang gesuchte Land von Jesso ist fast gänzlich bestimmt, und die Weite der Trennung zwischen den beiden großen Continenten aufs schärfste gemessen.

Selbst Afrika, so sorgfältig auch das Klima seine Wüsteneien, und die Intoleranz der Mauren es bisher dem Geographen verhüllte, sahe seinen Schleier von dreyen Seiten aufgedeckt.

Was für Anstrengungen äußerte daneben Europa zum allgemeinen Verbreiten der Cultur; nicht bloß, wie vormals, durchwandern die Misionäre fast alle Theile der Erde; große Unterrichts-Anstalten sind für die Indier errichtet. In Rom vereinigte die Propaganda den Malayen mit dem Huronen, den Neger mit den Brasilianer; und ihre Pressen machten sich durch mehr als vierzig ausländische Charaktere verständlich. Paris unterrichtete Chinesen und viele andere Orientaler; Frankens Hallische Stiftung ward die hohe Schule für beyde Indien; Neapel schuf eine eigene Lehranstalt für die Chinesen; und Irkutzk in Sibirien für die Japanesen. Mehrere Negern studirten in Holland und England, um dereinst ihr Vaterland aufzuklären: und selbst die kaum entdeckten Societäts-Inseln, und die Pelew-Inseln sandten zu ähnlicher Absicht, Omai und Libu nach London.

So kam dann in hundertfacher Richtung eine erstaunliche Masse von Kenntnissen, von neuen nützlichen Produkten und von Erwerb- und Handelsvortheilen in Umlauf, welche selbst am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kaum denkbar seyn konnte. Als aber eine Nation groß und mächtig ward, die von Natur zu dem ersten Commerzialstaat unsers Welttheils gebildet, den Geist des Handels durch den weit edleren der geographischen Wissenschaften zu erhöhen wußte; und als ihr ein Monarch zu Theil ward, der sich selbst von diesem erhabenen Triebe jener Kenntnisse beseelt fühlte; da ward das kaum Glaubliche wirklich.

Wer steuerte denn aber unser Jahrhundert mit so hohen Kräften aus, um diesen edeln Impuls folgen und seine großen Thaten ausführen zu können; wer sicherte, wer beflügte seine Weltumsegler; wer leitete seine Forscher, seine Erfinder? Wer ließ diese den erstaunlichen Gewinn für die ganze Societät aus ihren Entdeckungen ziehen?

Schwesterlich schreiten die Wissenschaften Hand in Hand mit einander fort. Die Schiffkunst beruhete auf der Astronomie; diese ward durch die Höhere Meßkunst so wie durch die Optik und Mechanik vervollkommt. Die Naturlehre, in Gesellschaft der Chemie, verbesserte endlich die Kenntniß des Menschen, und seiner Erhaltung auf weiten Reisen; und die Naturgeschichte entdeckte und ordnete die unzähligen Produkte, wodurch unser Handel und unser Fabrikwesen so weit über die Vorzeit hinausragen.

Wie das gemeinschaftliche Wachsthum dieser Wissenschaften zusammen genommen fortgieng, davon hier nur so viel als nothwendig ist, um zu übersehen, auf welche Weise das Reisen, sey es zu Lande oder zu Wasser in dem letzten Jahrhunderte so erleichtert ward.

Die höhere Cultur des sechzehnten und besonders des siebenzehnten Jahrhunderts, machte nach und nach der Unsicherheit unserer Landreisen ein Ende. Der Kaufmann und der Reisende überhaupt ward in Europa nicht mehr vom Raubschlosse herab geplündert; ohne stark bewaffnete Gesellschaften durfte er in der Fremde seinem Gewerbe nachgehen. Mögen die stehenden Heere oftmals großen Mißbrauch der obersten Gewalt herbeiführen, durch sie gewann dennoch unleugbar die innere Sicherheit der Staaten, der Heerstraßen und der Reisen.

Mit dieser Sicherheit wuchs nun zugleich der Verkehr von einem Lande zum andern. Die von einander entferntesten Gegenden rückten gleichsam hiedurch einander näher; tauschten Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und Bequemlichkeiten wechselseitig gegen einander um. Der Hang nach fremden Moden und Vergnügungen ließ manchen rohen Junker sein alltägliches stumpfsinniges Hetzen und Treibjagen mit einer Reise ins Ausland vertauschen; und der sich stets weiter entfaltende Geist des Forschens, trieb den unpopulären Stubengelehrten oftmals, aus dem Lehnsessel am Studierpulte, in die weite Welt.

Die Heerstrassen, welche das stolze Rom nur zum Unterjochen der Völker so kostspielig angelegt und so zer-

ſtörbar gepflaſtert hatte, wurden von nun an gleichfalls für den Verkehr mit Moden und Ideen vermehrt und verbeſſert.

Vormals hieng, wie noch jetzt unter dem nomadiſchen Araber, die Aufnahme des Reiſenden faſt allein von der ungewiſſen Gaſtfreundſchaft ab. Jetzt traten dagegen bald in jedem nicht unbeträchtlichen Orte bequeme Herbergen oder gar prächtige Hotels zum Empfange des Reiſenden hervor.

Zum beſſern Fortbringen der Menſchen und der Waaren, erfand die Mechanik ſchicklicheres Fuhrwerk. Die niedrigen Frachtkarren der Alten verwandelte ſie in hochräderige Laſtwägen; man ſchaffte hiedurch weit größere Maſſen von Kaufmannsgütern ſchneller und mit minderen Aufwande von Zugthieren fort. Auch waren ihre zweyrädrigen Wagen zum Wettlaufen wohl noch minder zum Reiſen geſchickt, als ihr halbe verdeckten Kutſchen (Carpenta) und ähnliche Fahrzeuge (Currucae), die alle mit einander bey niedrigen Rädern nicht einmal in Riemen hiengen, ſondern geradezu auf der Axe lagen, ja oftmals nur mit Ochſen beſpannt wurden. Dagegen rollt jetzt der Reiſende in Kutſchen, Chaiſen, und Kaleſchen, gegen jedes Ungemach und jede Witterung geſchützt, auf Stahlfedern gewiegt, in die Fremde; durch die genaueſte Einrichtung der Poſten gewinnt er aber an Zeit an Koſten und an Bequemlichkeit.

Selbſt noch im zehnten Jahrhundert war das Band einzelner, entfernter Provinzen großer Staaten nur ſehr locker geknüpft; ſie hielten ſich untereinander gleichſam

für unbekannte Länder. Ein Abt von Clugny, vier Meilen von Maçon, in der Bourgogne, antwortete, unter der Regierung von Hugo Capet, auf die Einladung Bouchards, Grafen von Paris, um nach Maur des Fossés zu kommen: er wage es, nicht so weit entfernte, ihm unbekannte Länder zu bereisen. Wie viel seltner besuchte der Nordländer von Kenntnissen noch vor 50 Jahren Italien? Misson Burnet, Addison und späterhin Keysler, waren hiebey fast die einzigen Führer. Jetzt hat das letzte Decennium wohl ein Dutzend der belehrensten Wegweiser durch Italien hervorgebracht.

Unendlich schwerer hielt es indeß, die Reisen über das Meer zu sichern, zu erleichtern und an Schnelligkeit zu vermehren. Dennoch sind sie es vorzüglich, wodurch unsere Wißbegierde am kräftigsten genährt wird; wodurch unsere Weltkenntniß und unser Handel im Großen gewinnen. Die Überwältigung der Schwierigkeiten bey den Seereisen macht aber dem menschlichen Verstande weit größere Ehre, da sie die Ausbildung der tiefsten Kenntnisse erforder. Zugestanden, daß die Griechen und Römer uns in den schönen Wissenschaften und in mehreren der schönen Künste übertroffen haben; unvergleichbar ragen wir dagegen über sie hinaus, in allem dem was zum sichern und schnellen Verkehr eines Landes oder eines Welttheils mit dem andern nothwendig ist.

Ihre Schiffe schliechen gleichsam nur längst den Küsten hin. Hanno's vieljähriges Bereisen der Gewässer von Afrika und die Expeditionen der Ptolomäer zeigen dieß deutlich. Ja, ohne die vielen Inseln des

mittelländischen Meeres hätten sie es wohl schwerlich gewagt, diese eingeschränkte Wassermasse zu durchkreuzen; den bey ihrer dürftigen Sternkunde fehlte ihnen zugleich die Boussole. Ihr Instrument, Distanzen zu messen, beschränkte sich größtentheils auf drey gröblich zusammengesetzte und gröblich getheilte hölzerne Stäbe; und die ganze Gewandheit der höhern Dreyecksmeßkunst mangelte ihrer Mathematik.

Dagegen jetzt unsere treffliche Boussolen, unsere Quadranten, die so hoch verbesserten Sextanten des Hadley oder auch die ganzen Cirkel, wie das Universal, Theodolit des berühmten Ramsden. Bis auf wenige Sekunden mißt man mit ihnen bey jeder Neigung des Horizonts.

Wie unendlich stand nun gar ihre Zeittheilung an Genauigkeit gegen die unsrige zurück? Was vermogten ihre dürftigen Wasser- und Sanduhren von denen es selbst höchst ungewiß ist, ob sie sich damals ihrer zu Wasser bedienten, gegen unsere Seeuhren oder Chronometer; und wie konnten sie die Geschwindigkeit des Schiffes bey ihrer Unkunde mit der Strömung, und da ihnen das Log mangelte, nur einigermaßen schätzen.

Endlich ihre Schiffe selbst! Übel berechnete, oft ungeheure Massen, fast gänzlich durch Menschenhände bewegt, den die dürftigen, schlecht angebrachten Segel boten dem Winde wenig Fläche dar, und erlaubten ihm nur geringe Wirkung. Ein dreyrudriges Schiff (Triremis) das gewöhnliche Kriegsschiff der Alten, was für einen Aufwand von Menschen bedurfte es allein, das Schiff durch drey Reihen übereinander sitzender Ruderer

zu bewegen? Wie unbequem die ganze Vertheilung zur schnellen Fahrt? Schiffe von mehreren Rängen von Ruderbänken über einander, oder, welches wahrscheinlicher ist, neben einander, hielten sie selbst nur für wenig brauchbar.

Das hölzerne Ungeheuer, die schwimmende Stadt des Ptolemäus von 40 Reihen der Ruder, welches 280 Ellen Länge hielt und 4000 Ruderer erforderte, um beweglich gemacht zu werden, verdient keines Vergleiches. Aber jene Kriegsschiffe (Triremes) halte man nun mit den unsrigen zusammen; wie sieht man ihnen sogleich, dem Äußern nach, die Unbehülflichkeit an; was für Gefahr bey hoher See, was für Unbequemlichkeit beym Wenden! Dagegen eine Fregatte im vollen Segel, oder gar ein ihr im Bau ähnliches Kriegsschiff von 100 Kanonen! Mit ihnen und der drey monathlichen Provision gegen fünftehalb Millionen Pfund an Gewicht, segelt es binnen wenigen Wochen quer von der alten zur neuen Welt, und wird von einer einzigen Hand gerichtet. Die schmale keilförmige Figur zeigt auch sofort, wie geschickt es die Wellen theilt. Das ganze Heer der Segel, welche an allen Masten und Stangen in vier Etagen übereinander geschwellt stehen, bieten dem Winde eine erstaunliche, nach jeder Richtung zu wendende Fläche, und liegen dennoch im schönsten Gleichgewicht; bäuchige Höhlung des Körpers selbst ist dabei trefflich berechnet, um, ohne der Schnelligkeit des Ganges beträchtlich Eintracht zu thun, jene erstaunliche Ladung beherbergen zu können.

So

So hoch stieg die Schiffkunst in unserem Jahrhundert, daß der Seefahrer fast jeden Wind zwingt, das Schiff nach jeder beliebigen Richtung fortzuführen. Wie groß erscheint jetzt nicht überhaupt der Mensch auf dem Meere, wie fast über alle irdische Wesen erhaben! Selbst in der düstern Nacht fliegt er mit der Schnelligkeit des Adlers über den weiten Ocean. Ein paar Blicke zu den Gestirnen, auf die Bousole, auf die Seeuhr, ein paar Formeln und Rechnungen sichern ihm seinen Weg. Fast haarscharf landet er mit der von ihm berechneten Fluth auf dem einzigen Punkte der entferntesten großen Küste, die er sich zum Ziel wählte. Durch die hohe Genauigkeit der heutigen Angabe der Inseln, der Häfen, welche auf seinem Wege vorkommen, hält er gleichsam, wie bey Landreisen, Stationen, zum ausruhen und Verproviantiren.

Auf dem Wasser mißt er die Küsten, die Höhen und Abstände mit derselben Genauigkeit, als stände er auf festem Lande; Cook, Vancouver und la Peyrouse entwarfen die Küsten von Neuholland, Nordwestamerika und Jeso so genau, wie Cassini die Gränzen Frankreichs.

Die bewundernswürdigen Hülfsmittel erlaubten ein und demselben Seemann dreymal die Welt zu umsegeln, und an Länge des Weges, mehr als siebenmal den Umkreis des Erdballs zu durchreisen. Freilich war dieß jener in seiner Art einzige Cook; dennoch legte noch ein Handelsschiff, geführt von dem vorzüglichen

Marchand, einen Weg um die Erde von 10731 deutschen Meilen in der geringen Zeit von 488 Tagen zurück.

Noch erstaunlicher zeigt sich aber die Macht der menschlichen Talente im widrigen (kontrairen) Sturm.

Auf der schwarzen Welle treibt der Orkan den Seemann in den thurmhohen, weißen Schaum gegen den dustern Himmel; das feste Gebäude kracht wider die Wassermauer, als wider einen Felsen. Dort von der Höhe herab zeigt sich ein wildes Feld voll Wasserberge und schreckender Tiefen. Blitzschnell gleitet das Schiff in letztere hinab. Den Wimpel des großen Masts schleudert oft ein Seitenstoß des Sturmes momentan fast ins Meer; aber der treflich berechnete Bau wirft sich sofort wieder ins Gleichgewicht. Die Winde läuten dabey in den schlaffen Tauen und in dem einzelnen Segel in schnellen schlägen gleichsam die Todtenglocke. Dennoch sieht der kundige Seemann im hohen Meere, dem Orkan entschlossen ins Gesicht, und wendet, damit er nicht zu weit rückwärts getrieben werde, mit Gefahr der gesamten Mannschaft, durch einen einzigen kühnen Ruck der Hand, die gewaltige Masse von vielen Millionen Pfunden herum. In solcher grausenvollen Lage enterte (1759) sogar der Engländer Hawk das Schiff des französischen Admirals und ward sein Sieger!

Oftmals stürzt mit dem Orkan der Donner aus den Wolken herab; aber Franklins Ableitungs-Kette weiset ihn ruhig und unschädlich zu Hause, zum Meere.

Wie vielartig sind dabey jetzt unsere Schiffe. Fast mit jedem neuen Zuwachse der menschlichen Kenntnisse und Bedürfnisse haben sich die Gattungen vermehrt. Zwar hatten die Alten gleichfalls mehrere Arten derselben. Sie theilten sich im allgemeinen hauptsächlich in r u n d e und l a n g e Schiffe; erstere zur Fracht und zum Transport überhaupt, letztere zum Kriege. Von diesen zusammengenommen gab es Kaufmannsschiffe, Fahrzeuge zur Fischerey, und kleinere Lastschiffe; Kähne und Boote dann Avisschiffe oder Jagden, Kaper- und eigentliche Kriegsschiffe (Nav. Mercatoriae, Piscatoriae, Cymbae, Scaphae, Lembi, Cursoriae, Celotes, Liburnicae, Aphractes, Cataphractes, Biremes, Triremes.)

Sicher sind die Neueren den Alten selbst in jenen beyden Hauptgattungen an Verschiedenheit überlegen; wenn man vor allem Galeeren die eigentlichen Ruderderschiffe der jetzigen Zeiten, mit in Anschlag bringt. Zugleich führten uns die den Alten für ihre beschränkte Schiffahrt unbekannten Endzwecke zu neuen Modifikationen im Schiffbau. Der Römer sandte keine Schiffe in den hohen Norden, wo nur das Eisboot den Weg bahnt; auch gieng seine Spekulation nicht auf geographische Entdeckungsreisen; höchstens bey dem Carthaginenser zeigte sich unter Hanno's Führung etwas Ähnliches. Aber in unsern letztern Zeiten richteten sich Cook und andere Weltumsegler ihre Schiffe zu ihren großen Unternehmungen besonders ein. Um dem Seegewürme zu widerstehen, wurde der ganze Schiffsboden mit kupfernen Nägeln bedeckt, oder dafür gänzlich mit kupfernen Platten beschla-

gen. Ja England bauete sogar Schiffe ganz von Kupfer, da wiederum andere gänzlich von Leder zusammengesetzt werden, wozu wahrscheinlich die ähnlichen der Alten, und besonders die der Grönländer und ihnen verwandten Nationen, die Veranlassung gaben.

Wiederum erfand man in den amerikanischen Staaten Schiffe, womit man durch Räderwerk oder durch eine Dampfmaschine, gegen den Strom segelte. Der Engländer Day brachte sogar ein Fahrzeug zu Stande, womit man sich in die Tiefe des Wassers hinabsenken und sodann wieder in die Höhe steigen konnte. Nur ein unglücklicher Zufall, nicht aber der fehlerhafte Bau der Maschine, verursachte nach mehreren glücklichen Beweisen seiner Kunst, dadurch den Tod des seltenen Erfinders.

Das Schiff, auf welchem der berühmte Bligh, welcher auf eine fast mirakulöse Art dem Hungertode entgieng, nachmahls den Brodbaum aus dem Südmeere nach Westindien führte, glich einem schwimmenden Garten; eine ganze Plantage jenes nahrungsreichen Baums gieng darauf von einer Welt zur andern; da la Peyrouse hingegen den Südländern wieder eine Baumschule von Orangen, Citronen und andern Bäumen des wärmeren Europa zuführte. So waren auch die Entdeckungsfahrzeuge der Engländer und Franzosen, in welchen unser Hausvieh gleichfalls jenen Gegenden zugebracht ward, hiezu eingerichtet; auch bauet der Sclavenhändler seine Behälter zum Transporte der unglücklichen Schwarzen, nach einem besondern Plan.

Dieses Besiegen der furchtbarsten Elemente, und diese Wunderwerke der Schifsbaukunst, alles dieses zusammen genommen ist man aber der höheren Geometrie schuldig.

Niemanden wird es dahero wohl unangenehm seyn, einige der seltenen Menschen hier wenigstens genannt zu finden, deren tiefes Denken die Haupttheile des Seewesens zu seiner jetzigen, in der Vorzeit ungeahneten Höhe hinaufführte.

Hatten Casini, Wargentin, Bailly und la Grande die Theorie der Jupiterstrabanten zur Bestimmung der Länge sehr vervollkommnet, so war die für die Meereslänge ungleich bequemere Methode, die Distanzen des Mondes von der Sonne oder von bekannten Fixsternen seit Neuton durch Tobias Maier, Clairaut, Euler, Maskelyne und mehreren lebende Astronomen, worauf Europa stolz ist, zu einer bewundernswürdigen Genauigkeit gebracht, und fast zu gleicher Zeit war durch die beynahe unwandelbaren Seeuhren (Timekeeper) von Harrison, Berthoud, le Roi, Mudge und Emery die Länge für jede Lage des Schiffes bestimmt. Und so gab die durch die zuvor berührten Meßinstrumente leichter zu findende Breite, hiemit zusammen genommen, den Ort des Schiffes auf das schärfste an. Die Linie, oder der Gang des Fahrzeugs, welches weder auf dem Mittagskreis noch auf dem Äquator segelt, die Loxodromie hatte aber zuvor unser große Leibniz genauer bestimmt. Halley, Euler, Wilke, le Monnier Church-

man u. a. vervollkommneten die Theorie des Magneten.

Durch Neuton, Maclaurin, die Bernoulli's, Lalande, und la Place kam nun eine genaue Theorie der Ebbe und Fluth zu Stande. Das Aus- und Einlaufen wird hiedurch dem Schiffer für jeden Zeitpunkt sicher angegeben, und oftmals entgehet er dadurch, so wie durch die richtige Ortsbestimmung und die der Figur der Erde, den gefährlichen Riesen, Sandbänken und Klippen.

Die höhere Mechanik eines Huygens, Eulers, Bouguer, d'Alenberts, Ulloas und Chapmanns entwarf den trefflichen Bau des Schiffes, der bey größtmöglichster Belastung, des schnellesten und sichersten Ganges und bequemsten Richtung fähig bleibt.

Um diese Vortheile dem Seemann noch wichtiger zu machen, sorgten nun die Naturlehre und die Chemie daneben für seine Gesundheit. Die Luft stockt in den eingeschlossenen Abtheilungen des Schiffes; sie wird zugleich von den steten Ausdünstungen der eng zusammen gedrängten Menschen und Waaren höchst gefährlich; und das Wasser, welches sich in dem Theile des untersten Bodens des Schiffes, wohin die Pumpen nicht reichen, sammelt (Bilge Water) vermehrt diese Schädlichkeit. Die zweyte Giftquelle für den Seemann auf langen Reisen entspringt aus dem Faulen des Wassers und Verderben des Proviants der Schiffe.

Diese beyden Ursachen erzeugen zusammen den Scharbock, die faulichten Fieber und die Ruhr. Sie wüthen hiedurch unter dem Schifsvolke wie der blutigste Krieg.

Der Admiral Boscawen war es, der zuerst mit dem Ventilator des Hales die Luft der Schiffe reinigte, und dieser Methode folgte bald die des Schweden Triewald nach.

Durch das Lüften der beweglichen Theile des Schiffs, z. B. der Hangematten, und vorzüglich durch das Durchräichern der Schiffe mit Schwefel, mit Pech, oder noch zweckmäßiger mit Säuren und Schießpulver, widerstand man der Fäulniß noch kräftiger; man vertrieb zugleich die selbst Dinte verzehrenden Kakerlacken (Blatta europaea) und den Mehlwurm.

Das Bekanntwerden der Gasarten entdekte den hohen Werth der Gährung gegen den Skorbut. Das deutsche Sauerkraut, die frische Infusion von Malz, zu Zeiten noch mit Zucker versetzt, zeigten sich als die mächtigsten Widersacher jener Krankheit. Der französische Arzt Roublet fügte ihnen bey der letzten Weltumseglung mit großem Erfolge die Sandbäder hinzu. Der Mangel frischer kräftiger Nahrung, in welchem Peyrouse, als wäre er ein ächter Anhänger des Bronwnschen Systems, den einzigen Feind des Seemanns sieht, ist durch die eingekochten Fleischbrühen, (die Bouillon Tafeln) beträchtlich gemindert; der Mangel des frischen Wassers aber, ward ihm höhern Norden durch aufgethaue-

tes Eis, für alle Zonen hingegen durch Jawins Methode das Seewasser trinkbar zu machen, fast gänzlich gehoben. Das Feuer zur Küche des Matrosen dient hier zum Destilliren, zum Reinigen des Wassers von fremden am meisten widerstehenden Theilen. Endlich haben die Entdeckungen und genauen Bestimmungen der vielen Inseln und Landungsplätze ihren höchsten Werth dadurch, daß sie den Reisenden häufig gesundes Wasser und frische Lebensmittel darbieten.

Die Wirkung dieser Hülfsmittel zusammen genommen, übertraf denn auch alle Erwartung.

Vormals war die Sterblichkeit unter den Seefahrenden so groß, daß man auf der kurzen Reise von Holland bis nach Ostindien, ja oft bis zum Cap der guten Hofnung, den zehnten Mann für todt rechnete.

Jetzt verlor Cook bey seiner zweyten Reise um die Welt, von 193 Mann, während drey Jahren und 18 Tage, nur vier Mann; drey derselben tödtete der Zufall; den vierten aber eine schon aus England mitgenommene Krankheit. Bey seiner dritten Weltumseglung zählten die beyden Schiffe binnen 4 Jahren und 2 Monaten nur 5 Todte von 192 Mann; hievon hatten drey abermals krank ihr Vaterland verlassen; auf Rechnung der Reise fiel also nur ein Mann!

La Peyrouse fand nach einer zweyjährigen Reise bey seiner Ankunft in Botany Bey auf Neuholland nur einen einzigen Kranken unter 199 Menschen; Mar

chand verlohr sogar, während seiner zweyjährigen Reise um die Welt nur einen einzigen Mann. Die Sterblichkeitsrechnung zählt von 100 Menschen in der Bluthe ihres Alters, auf dem festen Lande in 2 Jahren drey Todte. Unsere Methoden, die See zu bereisen, haben also die Natur gleichsam selbst besiegt. Man umsegelt die Erde, um eines längeren Daseyns gewisser zu seyn!

Die Vereinigung der wichtigsten Talente schützte abe; nicht bloß das Leben und die Gesundheit auf dem Meere jede Art von Verlust war dabey vermindert; denn die Wahrscheinlichkeitsrechnung hatte die Lehre der Assekuranz vervollkommnet.

Uns schreckt weder die größte Entfernung, noch der ehemals so gefürchtete Äquator; und dies ist gänzlich das glorreiche Werk der ernsthaften Kenntnisse.

Durch sie allein ist nun dem Kaufmann, dem Spekulanten und dem Schiffsreeder sein Kapital gesichert. Sie füllen dem ersten die Magazine mit den Waaren Indiens, und allen verscheuchen sie die nächtlichen Sorgen.

Für den reichen Schlemmer lassen sie ununterbrochen neue Befriedigungen seines abgestumpften Gaumens hervorgehen. Unsere Schönen verdanken ihnen die Perlen und Juwelen beider Welten, die köstlichen Mousseline und die reichen Schawls; die glänzendste Seide und die feinste Schminke; den Moschus, den Ambra, und den

alles überduftenden Otter of Roses, kurz, das ganze Heer der geborgten Reize wodurch sie oftmals noch despotischer herrschen, als durch die, welche ihnen die Natur verliehen hat.

Diese drey Klassen unserer Mitbürger sollten daher jenen höheren Wissenschaften, wäre es auch nur als unbekannten wohlthätigen Göttern, Hekatomben opfern, und dabey von innigstem Danke durchdrungen, ausrufen: „Was wären wir ohne Euch!“

Inhalt des zweyten Bandes.

Seite.

Unternehmungen der Britten zum Flor Grosbritanniens. Wachsthum der großen Städte. Englische Industrie daselbst durch Deutsche belebt. 1

Verwandlung des Meergrundes in bewohnbares Land — Große Uiberschwemmungen daselbst, und die darauf nothwendige Hinauftreibung des abzuleitenden Wassers in die Kunstkanäle durch Windmühlen. 8

Die, dem chinesischen Tusche ähnlichen Schaum hervorbringenden, heißen Quellen auf der Halbinsel Kamtschatka. 15

Ein Berg von versteinerten Menschenknochen auf der Insel Cythera 16

Seite.

Sächsische Versteinerungen solcher Bäume, die nur in heissen Himmelsstrichen wachsen. 17

Peters des Großen Bildsäule zu Pferde in Petersburg. 18

Die Raubsucht und Hartherzigkeit der Beduinen. 19

Cooper Williams Erzählung, in seiner Reise auf dem Mittelmeere im Gefolge Admiral Nelsons, als ein zweytes Beyspiel obiger Art. 21

Menschenopfer und Menschenfresser. 23

Wildaufgewachsene Menschen. 29

Geschichte eines Mannes, der aus dem Stande der Gesellschaft und Cultur aus unbekannten Ursachen in den Stand der Natur, ja der Wildheit zurückgekehrt ist. 34

Ausartung der Völker. Die alten Deutschen im Gegensatz mit den heutigen Deutschen. 37

Große Sterblichkeit durch Pest und Findelhäuser. 39

Die Neger. 41

Merkwürdiger Aufenthalt des J. Barrow auf seiner Reise in Südafrika bey einer Anstalt von Herrenhuthern, welche mit 600 Hottentotten, (die sie alle zur christlichen Religion bekehrt,) eine Kirche erbaut, und in gröster Eintracht zusammenleben. 58

Umständlicher Bericht von der, durch den ersten Versuch des Herrn Montgolfier im Jahre 1783 zu Paris, erwiesenen Möglichkeit einer Luftschiffart. 63

Merkwürdiger Bericht über die Versuche mit den unverbrennbaren Spanier, der, von Pariser Nationalinstitut dazu beauftragten, Herrn Pinel und Huzard. 72

Außerordentliche Gedächtniß Probe eines Engländers in Gegenwart Voltairs und Friedrichs des II. König von Preußen. 74
Der Musikalische und der sprechende Papagey. 76
Der redende Hund. 79
Doppelmenschen in England und Ungern. 80
Beyspiele von außerordentlicher Gefräßigkeit. Tarare, Freßkahle und andere. 81
Sonderbare Beyspiele von wiedernatürlichen Appetit. Steinfresser: Kohliker, Bazile. 85
Sonderbare Gelüste und Antipathien. 87
Widernatürlicher Durst. Die starke Wassertrinkerin Bonsergent. Entbehrung des Getränks. Der meklenburgische Bauer Wolduk. 89
Wiederkäuende Menschen. 91
Bisarrerien und Eigenheiten der Britten, nebst einer Erzählung über die Bettler und Diebsgesellschaften in London. 92
Unheilbare Diebe. 101
Merkwürdige Schlafsucht. Bertin. König Karl VI. in Frankreich. Hammer. Favron u. s. w. 103
Popes merkwürdiger lebhafter Traum. 107
Wunderbarer Traum der Fürstin Rakotzy. Des Bischofs von Rouen. 108
Anführung einiger Beyspiele und Aeußerungen von Kranken während ihres magnetischen Schlafes im 4ten Grade. 112
Erhebung des Kranken von 4ten Grade des magnetischen Schlafs zum 5ten Grade. Mittheilung der

Krankheitsgefühle des Magnetiseurs an den Kranken. Eigene Verordnungen und richtige Erkenntniß des Kranken seiner innern Zustände. Nebst äußerst merkwürdigen Erzählungen von Hufeland, Gmelin, Heineke, ꝛc. über den Zustand ihrer Kranken während und nach dieser Crise. 117

Merkwürdige Schlafwandler. Wähner, Castelli, und andere. 124

Verlust der Personalität. 127

Cornaro der Held in einer festen Lebensordnung, und mäßigen Diät. 129

Hohes Alter. 131

Ein Greis von 1091 Nachkommen. 135

Verjüngung mancher Greise. 136

Schönheit und Verkauf der Tscherkassierinnen. 137

Aberglauben stürzt die Egyptier in Sklaverey. 139

Macht der Einbildungskraft auf den Körper und dessen Functionen. 140

Vollkommene Klugheit bey einer aberwitzigen Idee. Professor Tittel. Tasso. Pascal. Spinello. Harrington. Hamilton. 142

Fünf Grillen in einem Kopfe. 144

Sonderbarer Streich der Natur. Eine Mutter bekommt jedesmahl Ohnmachten, so oft sie ihre Kinder zu sehen bekommt. 145

Wunderbare Todesfälle durch Selbstentzündungen. Cornelia Bandi, Gratia Petti, und andere. 147

Tod aus Einbildung, Freude, Scham. Miß Lee. Diogoras. Der Herzog von Nevers. Creech. und andere. 148

Verzögerung des Todes. Muley Moluk. 150
Verwandlung der Leichname in Wallrath. 151
Verzögerte Verwesung der Todten. 153
Politische Rechenkunst über die Bevölkernng der Erde. 154
Das Brasilische Reich. 157
Anstrengungen Europas zur allgemeinen Verbreitung der höhern Cultur in sechszehnten bis achzehnten Jahrhundert. — Erfindungen und Ueberwältigung außerordentlicher Schwierigkeiten zur Herbeyführung unserer bequemern Seereisen, nebst Benennung dieser seltenen Menschen deren tiefes Denken die Hauptthei-le des Seewesens zu seiner jetzigen, in der Vorzeit ungeahneten Höhe hinaufführte. 168